This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD LIBRARIES
PT2445
P14A844
1855

Ein

Schriftsteller-Leben.

Briefe

der Verfasserin von Godwie-Castle

an ihren Verleger.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1855.

Ein Schriftsteller-

Die Verfasserin von
Godwie Castle.

Paalzow, Henriette Wach von

Ein Schriftsteller-Leben.

Briefe

der Verfasserin von Godwie-Castle

an ihren Verleger.

[d. i.: Frau Paalzow]

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1855.

1944 C 1021.

Ein Schreiben an den Herausgeber, als Vorwort.

Indem ich Ihnen in der Anlage die mir zur Durchsicht bewilligten Briefe der Frau Paalzow mit bestem Danke zurücksende, verfehle ich nicht, Ihnen das Vergnügen zu bezeugen, welches mir die Kenntnißnahme derselben verschafft hat, so daß ich der Ansicht des leider zu früh verstorbenen Professor Guhrauer vollkommen beipflichten muß, der Ihnen die Herausgabe dieser interessanten Sammlung gewissermaßen zur Pflicht machte, obwohl Sie sich aus einem, gewiß übel verstandenen Zartgefühl dagegen streuben.

Meiner Ueberzeugung nach kommt den Briefen der Frau Paalzow eine über den Werth blos literarischer Reliquien weit hinausreichende, selbstständige Bedeutung zu, welche in dreifacher Beziehung wohl motivirt erscheint.

Zunächst finde ich darin eine Fülle treffender Urtheile über Menschen und Bücher wie über Ereignisse und Lebensverhältnisse, in denen sich, abgesehen von ihrem objektiven Gehalte, auch ein ebenso liebenswürdiger wie interessanter Charakter ausspricht, welcher uns Theilnahme abnöthigt, uns durch seine Besonderheit beschäftigt und durch seine Milde, die als die Frucht reifer Durchbildung, auf richtiger Frömmigkeit und einer im Leiden geprüften Gottergebenheit erscheint, unsre Liebe gewinnt.

Endlich aber geben die Briefe einen nicht oft gewährten Einblick in die innersten Geheimnisse dichterischer Thätigkeit; sie führen uns in die stille Werkstatt des schaffenden Geistes ein und machen uns, von der ersten dämmernden Ahnung an bis zur freudigen Genugthuung über die vollbrachte dichterische That zu vertrauten Zeugen dieser Schöpfungen, so daß die Briefe gewissermaßen als Selbstbekenntnisse einer Schriftstellerin anzusehen sind, deren Werth gewiß nicht geringer darum anzuschlagen ist, weil diese Bekenntnisse auf wirkliche Erlebnisse Bezug nehmen, also durchaus wahr sind. Die Briefe schildern in

Wahrheit und mit einer Aufrichtigkeit und Unbefangenheit, welche nur aus der vollständigen Entfernung jedes Gedankens an Oeffentlichkeit entſpringen konnten — ein Schriftſtellerleben.

Ich ſehe, wie Sie bei dieſer Bezeichnung lächeln, weil Ihnen die wiederholt in dieſen Briefen niedergelegte Verwahrung der Frau Paalzow einfällt — ſie zu der Schriftſtellerzunft zu rechnen, obgleich die Produktion von einem Dutzend ziemlich umfangreicher Bände eine ſolche Claſſifizirung doch zu rechtfertigen ſcheint.

Sie hat nichts deſto weniger vollen Grund zu ihrem Proteſt, indem ſie ſich den zünftigen Schriftſtellern als eine „Schriftſtellerin von Gottes Gnaden" gegenüberſtellt.

Fern von mir jeder Gedanke auch nur des leiſeſten Spottes; denn indem Frau Paalzow mit wahrer Demuth ſich nur als das ſchwache Gefäß betrachtet, welches ſo herrlichen Inhalts durch göttliche Gnade gewürdigt wird: iſt ſie weit entfernt von jener augendreheriſchen Gleißnerei, welche zu der „Knechtſchaft des Herrn" ſich ſcheinbar demüthigt,

um daraus das Recht zu gewinnen, in jeder Mißbilligung des Knechts einen Angriff auf den göttlichen Herrn ahnden zu können.

Nur darin liegt das Mißverſtändniß der Frau Paalzow, daß ſie, der Schriftſtellerzunft d. h. den Leuten, welche ohne Herzensdrang und Begeiſterung, aus der Schriftſtellerei ein Gewerbe machen, ſich perſönlich gegenüber ſtellt, und den ſachlichen Gegenſatz zwiſchen Schriftſtellerei und Poeſie überſieht; da ſie andern Falls erkannt haben mußte, daß alle ächte Poeſie — von Gottes Gnaden ſei!

Den Gegenſatz ſelbſt aber macht ſie uns vollkommen klar und das iſt nicht der am wenigſten zu ſchätzende Werth ihrer Briefe!

Sie ſpricht damit zugleich, unbewußt, das Geheimniß des ungeheuren Erfolges aus, welchen ihre Schöpfungen gefunden haben; ein Erfolg, welchen man durch Zurückführung auf äußerliche Verhältniſſe, wenn gleich deren begünſtigende Concurrenz nicht geleugnet werden ſoll, vergebens zu ſchwächen ſucht.

Allerdings iſt unſre Literatur nicht rar an Bei-

ſpielen plötzlicher Berühmtheiten; gewiſſe literariſche Perſönlichkeiten wie ganze literariſche Richtungen haben, weil ſie einer Laune des Tages, einer Lieblingstendenz oder auch nur einem Vorurtheil des Publikums ſchmeichelten, den Dank des Tages zu ernten gehabt und ſich raſch eine allgemeine Beliebtheit gewonnen. Findet man hierin eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Schickſal der Paalzowſchen Romane, ſo iſt dieſe Aehnlichkeit doch eben nur eine rein äußerliche geblieben; daß ſie nicht Sache der Mode waren, dafür würden, wenn man aus der Lektüre der Romane ſelbſt deren Würdigung nicht zu ſchöpfen wüßte, die Briefe der Frau Paalzow Zeugniß ablegen. Indem dieſelben ſich über den Verkehr der Verfaſſerin mit den durch Rang und Bildung höchſtgeſtellten Perſonen ausſprechen, ſchildern ſie zugleich deren regen Antheil an ihren Schöpfungen, welche ihnen wiederholt und anhaltend Gegenſtand gewiſſenhaften Studiums und ernſthafter Analyſe wurden, in welchen ſie einen ſittlichen Gewinn für das Leben fanden und die Offenbarungen eines wahrhaft poetiſchen Genius begrüßten.

Nach des Dichters Ausspruch hat: wer den Besten seiner Zeit genug gethan, für alle Zeit gelebt!

Dieses schöne Loos ist der Frau Paalzow ersichtlich zugefallen; wenn sie aber zugleich vermocht hat, auch die trägen Massen für und durch ihre Produktionen zu begeistern, so ergiebt sich aus diesem Doppel-Erfolge, daß sie eben eine Schriftstellerin nicht der Zunft, sondern — von Gottes Gnaden, daß sie eine wahre Dichterin war; denn nur die ächten Spenden poetischer Eingebung sind im Stande das große Publikum für sich zu gewinnen und zugleich den Kenner zu befriedigen.

Ihre Wirkung ist aber dann auch eine nachhaltige und wenn auch der Rausch des Augenblicks seine Grenze findet, so macht er doch niemals einer entschiedenen Gleichgiltigkeit, wo nicht gar dem Ueberdruß Platz, sondern der ruhigen Werthschätzung.

Das Publikum ist jetzt in dieses Verhältniß zu den Paalzowschen Romanen eingetreten; die Theilnahme für dieselben ist nicht mehr die überlaute von ehedem; aber sie ist darum nicht geringer wor-

den und erhält ſich in geſunder Lebendigkeit und Friſche.

Daher wird auch die Herausgabe der Paalzowſchen Briefe dem Publikum eine willkommene Ergänzung der Werke einer ihm werthen Schriftſtellerin ſein.

Tauſende und aber Tauſende haben in den Romanen der Frau Paalzow Unterhaltung, Nahrung für ihren Geiſt, Befriedigung für ihr Herz gefunden und finden das Alles noch jetzt darin; wie ſollte es ihnen nicht angenehm ſein, nachdem ſie der Künſtlerin Werk ſchätzen und lieben gelernt, dieſelbe in ihrer Perſönlichkeit kennen zu lernen, und wie freudig wird nicht ihre Ueberraſchung ſein, wenn ſie erfahren, daß dieſe Perſönlichkeit eine ſo anziehende, in ihrer edlen Weiblichkeit Achtung gebietende, der Vorſtellung, welche man ſich von ihr nach ihren Dichtungen zu machen berechtigt glaubt, ſo völlig entſprechende iſt, daß man zu ihren Gunſten die praktiſche Erfahrung, welche von der perſönlichen Bekanntſchaft mit uns werth gewordenen Künſtlern im Intereſſe unſerer Illuſionen warnt, Lügen ſtrafen kann.

Vielmehr wird man von der persönlichen Bekanntschaft mit der „Verfasserin von Godwie-Castle," welche uns diese Briefe vermitteln, mit Vorliebe an das Studium ihrer Werke gehen oder mit erhöhterem Antheil zu ihm zurückkehren, fühlend, daß wie uns ein gemüthlicheres Verhältniß, so auch ein innigeres Verständniß dafür erwachsen ist.

Frau Paalzow hat Ihnen in diesen Briefen ein schönes Vermächtniß hinterlassen; machen Sie es zu einem Allgemeingut, indem Sie den durch alle Welt zerstreuten Freunden der theuren Verewigten — ein Buch des Andenkens widmen.

Breslau, den 10. September 1854.

Robert Zürkner.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die Verfasserin von Godwie-Castle. Eine biographische Skizze . . . . . 1 bis 22

Godwie-Castle. 1825.

I. Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans Godwie-Castle. Der Verfasser will unbekannt bleiben . . . 25

II. Eine Mittheilung des Professor Wach über die Gründe der Anonymität 26

III. Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modifiziren 27

IV. Ueber die Korrektur von Godwie-Castle 31

V. Ablehnung eines Einwandes, die Schilderung Mazarin's betreffend 32

VI. Poetische Conception 33

VII. Bewahrung der Anonymität. Der ursprüngliche Titel des Romans 34

VIII. Freude über die Vollendung des Drucks von Godwie-Castle 36

Seite

IX. Frau Majorin Paalzow bekennt ſich zur Autorſchaft von Godwie-Caſtle. Ihre Gründe für Bewahrung des Incognito's 37

X. Die Kritik 39

XI. Die ſchriftſtelleriſche Ehre der Frau Verfaſſerin wird verdächtigt 40

XII. Die Verfaſſerin giebt Aufſchluß über ihren Charakter. Ihre Bemerkungen über das Weſen der Vornehmheit 42

XIII. Der Roman wird bei Hofe geleſen. Hofprediger Strauß entwickelt die leitende Idee des Romans 45

XIV. Beſchwerden über die unbillige Taktik der Staatszeitung. Die Grundidee von Godwie-Caſtle nach der Auffaſſung des Hofpredigers Strauß und nach der eigenen Darſtellung der Verfaſſerin 48

XV. Die Verfaſſerin will nicht als Schriftſtellerin von Profeſſion angeſehen werden. Ihre Art zu produziren. Anfänge neuer dichteriſcher Thätigkeit 53

XVI. Vorbereitung der 2. Auflage von Godwie-Caſtle 58

XVII. Neue ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Godwie-Caſtle wird ins Engliſche überſetzt 59

XVIII. Bedenken gegen die Anwendung der Waſſerkur. Verſchiedene Eindrücke. Was man Alles aus Godwie-Caſtle herausliest 61

XIX. Krankheits-Philoſophie. Godwie-Caſtle wird immer mehr das Buch aller Stände und Geſellſchaftsklaſſen 63

XX. Betrifft die Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Caſtle 66

XXI. Nochmals die Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Caſtle 67

Seite

Maria Nadasti. 1837.

I. Der Reiz einer dramatiſchen Compoſition. Ungewißheit über den Werth der Arbeit 71

II. Beurtheilung des Dramas von Seiten der Berliner Hoftheater-Intendenz. Die Verfaſſerin verzichtet auf die Aufführung 72

III. Kritik und Antikritik. Das Drama wird zurückgelegt . . 74

IV. Das Drama wird für den „Genealogiſchen Kalender" beſtimmt 78

V. Maria Nadasti wird von der Redaktion nicht angenommen 80

VI. Maria Nadasti wird für ein Taſchenbuch beſtimmt . . . 82

VII. Maria Nadasti erſcheint unerwartet in dem Hellerſchen Taſchenbuch „Perlen" 83

VIII. Wie das Manuſcript doch noch den Weg in die Oeffentlichkeit fand 83

St. Roche. 1838.

I. Das Bild der Maria Thereſia wird als dichteriſcher Vorwurf ins Auge gefaßt. Die heimliche Luſt an der Ausarbeitung 87

II Concurrenz wegen des Verlages von St. Roche 89

III. Der Genuß an einer poetiſchen Schöpfung und ihr materieller Vortheil 91

IV. Erwägungen hinſichtlich des Titels. Abneigung gegen Intriguen- und Tendenz-Romane. Der Roman ſoll die innere Wahrheit der menſchlichen Natur darſtellen. Ein Urtheil A. v. Humboldt's 93

V. Ergebung in Gottes Willen als die Bedingung innerer Ruhe und Genüge. Selbſtkritik. St. Roche ſoll kein hiſtoriſcher Roman ſein 96

Seite

VI. Abneigung gegen eine ſtiliſtiſche Ueberarbeitung des Werks. Vertheidigung der Eigenthümlichkeit des Stils und namentlich der maleriſchen Bezeichnungen 99

VII. Verſtändigung über die Art der vorzunehmenden Korrektur 103

VIII. Schriftſteller-Freuden. Das Bedürfniß des Lobes. Die glänzende Aufnahme des neuen Romans 104

IX. Die Subſtanz des Charakters ſoll ſich in jeder Handlung, in jedem Werk eines Individuums ausſprechen. Es iſt die höchſte Genugthuung, wenn Dritte dieſen Ausdruck finden und nachweiſen. Ein Urtheil A. von Humboldt's über St. Roche. Bemerkungen über „Edward in Rom.“ Der Welt- und Menſchenhaß iſt eine Schwäche des Individuums; die Kunſt ſoll ſich nicht dazu hergeben, ſie zu rechtfertigen 107

X. Vorbereitungen zur zweiten Auflage von St. Roche. Inwiefern die Uebel der Welt auch ihr Gutes haben. Zurückführung des künſtleriſchen Triebes auf die göttliche Gnade. Katholiſche Bedenken gegen St. Roche 114

XI. Eingeſtändniß eines Irrthums über die katholiſche Beurtheilung proteſtantiſcher Ehen. Stimmen der Gegner und Freunde 119

XII. Geſchenke und Auszeichnungen hoher und höchſter Perſonen. Ein weiblicher Gegner. Fenelons Charakter . . 121

XIII. Ueber die Nothwendigkeit einer ſorgfältigen Korrektur. Kritik und Metakritik. Die Nihiliſtiſche Tendenz Tiecks im Gegenſatz zu der Paalzowſchen Welt-Anſchauung. Wie die Poeſie die Natur errathen kann 128

XIV. Frau von Wollzogen und Frau von W. 136

XV. Der Tod Friedrich Wilhelm III. Zur Charakteriſtik des Thronfolgers 140

		Seite
XVI.	Urtheil über Vittoria Accorombona. Pſychologiſche Wahrheit und plaſtiſche Schönheit	141
XVII.	Steffens und ſeine Auto-Biographie. Bemerkung über die Jugend und die Jugend-Erziehung unſerer Zeit. Die Kritik des Profeſſor Braniß über Tieck's Accorombona	145
XVIII.	Schiefe Urtheile über Tieck werden berichtigt und das Verhältniß des Königs zu ihm gerechtfertigt. Anerkennung der Sächſiſchen Herrſchaften. Eine Bemerkung der Prinzeſſin Amalie	151
XIX.	Ausſicht auf neue Schöpfungen	154
XX.	Die Paſſivität im Leiden. Laube's Literatur-Geſchichte. Ein apokrypher Roman. Gott behüte mich vor meinen Freunden	155
XXI.	Noch einmal das „Dohlenneſt"	161
XXII.	Ueber H. Laube	163
XXIII.	Titelbilder zu Godwie-Caſtle und St. Roche	164
XXIV.	Vom Krankenbett. Biermanns Zeichnungen. Erkundigung über H. Laube	165
XXV.	Schirmer ſoll die Zeichnungen zu Godwie-Caſtle und St. Roche beſorgen	167
XXVI.	Erinnerung an das Schleſiſche Gebirge und den Aufenthalt in Fiſchbach	167
XXVII.	Arbeits-Pläne	171

Thomas Thyrnau. 1841.

I.	Ein neues Manuſcript. Bangigkeit und Zweifel während des Schaffens. Tieck	176
II.	Der Titel des neuen Romans: Thomas Thyrnau	177
III.	Leiden der Berühmtheit. Ein Urtheil über die Romane	

		Seite
	der Gräfin Hahn-Hahn. Geist ohne Gesinnung und daher ohne Sittlichkeit	178
IV.	Urtheil über den Charakter des neuen Romans. Tieck. Eine Bemerkung über Mundts: Th. Münzer	182
V.	Der Titel des neuen Romans. Ein Bild Maria Theresias. Ein Besuch Laubes	184
VI.	Ueber Umfang und Druck des neuen Romans	189
VII.	Badeleben. Schlesische Freundlichkeit. Briefwechsel mit Braniß. Demüthige Ergebung in den Willen Gottes	191
VIII.	Die Aufregung, welche die Ankündigung des neuen Romans hervorgerufen hat. Persönliche Bekanntschaft mit Braniß und Graf Dyhrn	194
IX.	Selbstkritik und Rechtfertigung	196
X.	Beendigung des Manuscripts	199
XI.	Zartgefühl und Humor	200
XII.	Was an Kunstwerken am meisten geschätzt werden soll. Stimmung der Verfasserin dem vollendeten Roman gegenüber	202
XIII.	Die Aufnahme des neuen Romans. Eine Aeußerung des Königs. Leiden der Berühmtheit	205
XIV.	Thyrnomanie	208
XV.	Zeichnungen zu Th. Thyrnau. Der Titel von St. Roche. Braniß wegen Herausgabe einer Zeitung zu Rathe gezogen. Tieck und Steffens	210
XVI.	Bedauern, daß das Zeitungs-Projekt wieder aufgegeben werden soll. Laubes Gräfin Chateaubriand. Theilnahme allerhöchster Personen	218
XVII.	Vorrede zu den Werken der Fr. Lohmann. Fortdauernde Gunst des Hofes	220
XVIII.	Ein Angriff Laubes und dessen Abwehr	221

Seite

XIX. Die Schriften der Fr. Lohmann. Bürkners: Traum der Kaiserin. Eine verspätete Recension des Professor Braniß 223

XX. Das Bürknersche Lustspiel: „der Traum der Kaiserin" wird vorgelesen und beurtheilt 226

XXI. Die Heiligkeit des gegebenen Wortes 228

XXII. Mystifikation des Publikums. Dramatisirung des Thomas Thyrnau. Uebersetzungen 229

XXIII. Godwie-Castle wird verboten. Neue Wanderlust . . 230

Jakob van der Nees. 1843.

I. Ein neuer Roman im Werden 235

II. Wie man sich der Außenwelt gegenüber seine Freiheit bewahrt 236

III. Der Titel des neuen Romans. Die Birch-Pfeiffersche Dramatisirung des Thomas Thyrnau 238

IV. Die Eintheilung des Stoffs. Die deutsche Journalistik 241

V. Arbeitslust. Laube und seine Gräfin Chateaubriand . . 242

VI. Gerüchte über Van der Nees. Krankheit. Geibel. Sternberg 244

VII. Das Bedürfniß nach Anerkennung und die Beschränkung des Begriffs: Publikum. Das innere Gesetz des Schaffens. Bemerkungen über eine mögliche Eintheilung des Stoffs 246

VIII. Rückkehr in die Heimath 249

IX. Befriedigung nach gelöster Aufgabe 251

X. Ein Urtheil Sternbergs über Van der Nees. Eine Mittheilung A. v. Humboldts 251

XI. Wie gern man den einen Fehler mittels eines andern versteckt. Die ersten Eindrücke des neuen Romans. Selbstbescheidung 253

Seite

XII. Zeitmahnungen. Pietismus und Zelotismus 255
XIII. Oeffentliche Kritik und eigene Ueberzeugung. Die Regungen des Deutsch-Katholizismus. Der Tod des Professor Steffens 257
XIV. Die deutsch-katholische Bewegung. Die Nichtigkeit der Tages-Kritik und die Selbsttäuschung der Kritiker . . 259
XV. Die Schicksale des Buches. Neue Freunde und alte Feinde 261
XVI. Besuch in Warmbrunn 264
XVII. Die Gabe der Produktion und ihr Mißbrauch 265
XVIII. Ergebung in den Willen Gottes. Verzicht auf fernere Produktion 268
XIX. Körperliche Leiden und gefaßte Ergebung. Die Unzulänglichkeit des zersetzenden Verstandes. Aufgabe und Wirkung ächter Poesie 270
XX. Ein Urtheil über Lucretia Tornabuoni 276
XXI. Neue Hoffnungen 277
XXII. Verlust einer treuen Freundin 279
XXIII. Ernste Mahnungen. Letzte Hoffnung 280

Schluß.

Die letzten Augenblicke und das Hinscheiden der Frau Henriette Paalzow 285
Die Todes-Botschaft 286

Die Verfasserin von Godwie-Castle.

Eine biographische Skizze.

Henriette Wach war die Jüngste von drei Geschwistern und wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin geboren. Ihre Eltern lebten daselbst in sehr einfachen Verhältnissen, in denen der Vater, neben einer schönen und frommen Mutter, ein strenges Regiment führte. Derselbe bekleidete den Posten eines Kriegsrathes und war ein tüchtiger Geschäftsmann, dem die Bildung seiner Zeit nicht fehlte — der aber dennoch an manchen Vorurtheilen eigensinnig festhielt und der Bildung und Erziehung seiner Kinder strenge Grenzen zog.

Nach der damaligen Sitte lebte die gesammte Familie in einer einzigen großen Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand, an welchem die Mutter die Kinder lesen und schreiben lehrte. Da aber der Vater am Fenster seinen Arbeitstisch hatte, bis wohin kein Geräusch dringen durfte, mußten Lehrer und Lernende so leise als möglich verhandeln und alle Uebrigen sich mäuschenstill verhalten. Abends vergrößerte sich der Familienkreis noch um die Magd, die am schnurrenden Rädchen zugleich mit

der Mutter den Bedarf des Hauses spann. Wenn sich dann Alle um das Licht drängten, bei dem der Vater oben am Tische las — war es der kleinen Henriette Gewohnheit, sich ein Fußbänkchen in die Ecke zu stellen und sich dort stundenlang, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, Geschichten zu erzählen, die sie selbst erfand. Niemand war indeß da, der diesen Hang beachtete oder nährte. Nur der Vater erzählte zuweilen in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte und deren noch wunderbarere Erfüllung und hinterließ damit den empfänglichen Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck, der ihre Phantasie und ihren Verstand zugleich anregte. Dies geschah aber nur sehr selten. So verging Tag auf Tag und kaum unterschied sich einer vom andern, da nur der Vater mit der Welt in Verbindung stand, aber wenig dort erlebte, was er in seiner gewöhnlichen ernsten Schweigsamkeit passend hielt, in sein Haus zu übertragen. Später selbst, als die Sehnsucht der Kinder, diesen engen Kreis zu durchbrechen, ihnen selbst unbewußt, in einer nicht zu stillenden Wißbegierde sich bekundete — pflegte der Vater streng all dergleichen mit den Worten zurückzuweisen: „Ein Mädchen, was waschen und plätten und stricken und nähen kann, und außerdem noch lesen und schreiben gelernt hat, weiß genug, um durch die Welt zu kommen, und alles Andere sind hochfahrende Gedanken, die ich nicht liebe.“ Damit

war man denn auf lange Zeit abgefertigt. Nur mit dem Sohne, dem später berühmt gewordenen Wilhelm Wach, wurde bald eine Ausnahme gemacht, und besonders sein auffallendes Zeichnentalent früh schon durch entsprechenden Unterricht unterstützt. So war dieser es denn auch, der aus seinem Verkehr mit der Welt und den eifrig gesammelten Geistesschätzen den Schwestern allerlei zutrug, welche sich dann ganz in der Stille sehr mit Vocabeln und einigen französischen Redensarten quälten. Letztere wurden der kleinen Henriette besonders entsetzlich schwer und sie pflegte später oft zu sagen: „Wenn ich mich nicht so tödlich gelangweilt hätte, so hätten diese französischen Studien eigentlich meine Begierde zu lernen ersticken müssen; so aber war selbst diese Qual eine Wonne für mich."

Ich weiß nicht genau zu sagen, ob sich diesem vereinzelten Lernen später noch ein Unterricht in der Geographie und Geschichte zugesellte — sicherlich war er dann eben so unvollkommen wie aller andere, da der Stachel: in der Jugend Versäumtes eigentlich nie nachholen zu können, Henriette bis an's Ende quälte, wie sehr sie sich auch bemühte, die Lücken auszufüllen.

So wuchs Henriette Wach doch eigentlich in ihr widerstrebenden Verhältnissen auf, obwohl sie sich dieses Mißverhältnisses erst spät, und ohne dadurch in der Liebe zu ihren Eltern beirrt zu werden, inne ward — und

lediglich aus der eignen Schöpferkraft einer glücklichen Natur bildete sich im Gegensatz zu jenen Verhältnissen die schwärmerisch bewegte Seele eine Welt, in welcher sie bald heimischer wurde, als in der ihr äußerlich gegebenen, und in dieser Richtung ward sie, da die ältere Schwester, bereits früh verheirathet, aus dem häuslichen Kreise geschieden war, von dem Bruder unterstützt. Beide gaben sich in der vollen Kraft der Jugend ahnungsvoll einem idealen Leben hin, welches sie für immer von der guten alten Zeit emancipirte.

Inzwischen brachte die Franzosenzeit doch auch manche Veränderung in die Form des äußern Lebens; es war geradezu unmöglich, bei der allgemeinen Bewegung sich gegen jede Berührung mit der Welt abzuschließen. Eine besondere Quelle des Glücks aber entsprang für Henriette aus dem Umstande, daß ihr Bruder durch immer bedeutendere künstlerische Leistungen sich auszeichnend, sich damals im Hause des Vaters ein Atelier gründete. Dadurch erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen, so daß dieselbe als ein nicht mehr zu Entbehrendes in ihr Bewußtsein überging.

Begierig genoß Henriette, was sich ihr in diesem erweiterten Kreise darbot und wollte der Vater auch zuweilen darüber zürnen, so besänftigte sie ihn mit den Worten: „Was willst du machen! hab' ich nicht alles pünktlich besorgt, was meines Amtes ist?“ Und darin

hatte sie recht. Denn sie hatte es sich zum Gesetz gemacht, nie etwas von ihren häuslichen Geschäften zu versäumen, um ihren eignen Interessen nachzugehen.

So wurde nach und nach die Sehnsucht nach Leben und Bewegung etwas gestillt und viele Räthsel lösten sich in Frage und Antwort wie von selbst, die ihr suchender Geist für sich allein nicht zu lösen vermocht hatte. Begierig las Henriette, was sie aus der alten und neuen Literatur bekommen konnte und nie habe ich Jemanden mit größerer Dankbarkeit von Menschen und Büchern, die ihr zur Erweiterung ihres Gedankenkreises oder zur Berichtigung verkehrter Auffassung verholfen hatten, sprechen hören, als Henriette Wach. Immer mehr bildete sich indeß auch aus ihr selbst ein entschiedenes Urtheil heraus und ihre von einem auffallenden Scharfblick unterstützte feine Combinationsgabe lernte bald das Gute vom Mittelmäßigen und Schlechten mit ungeheurer Sicherheit absondern. Diese fortschreitende Entwickelung entging ihren Eltern nicht — aber sie erfüllte dieselben eher mit Sorge als Freude, ohne daß sie vermochten, dem entschiedenen Gepräge ihres Charakters und Geistes mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Dazu kam, daß Henriette nachgerade auch zu den Erwachsenen gezählt werden mußte und daß Manches, was man an ihr tadelte, nicht mehr dem „kindischen Wesen" früherer Jahre zugeschrieben werden durfte. Auch mußte sie vor Auf-

regungen geschützt werden, da eine scrophulöse Anlage ihres Körpers jetzt in eine völlig auszehrende Krankheit überzugehen drohte. Jedoch ging diese Gefahr vorüber und zeigte sich bald als eine wohlthätige Krisis, nach deren Ueberwindung aus dem kränklich blaßgelben Aeußern eine ungewöhnliche Schönheit der Farbe sich entwickelte. Henriette war sehr groß geworden — man konnte sie zwar nicht eigentlich anmuthig nennen — aber die Tiefe und die bewegte Ruhe ihres Geistes beherrschte auch ihren Körper und in jeder Bewegung drückte sich das ursprünglich Edle ihres Wesens aus. Was sie empfand und dachte sagte sie mit rückhaltsloser Offenheit, und wenn sie mit Begeisterung für einen Gegenstand glühte, wußte sie diese Empfindung mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit und wunderbar schönen Ausdrucksweise zu entwickeln.

Um diese Zeit traf die Prinzessin Wilhelm von Preußen unsre Henriette im Atelier ihres Bruders, von dem sie sich malen ließ und wurde so unwiderstehlich von der Erscheinung des jungen Mädchens angezogen, daß sie bei jedesmaligem Besuch um die Gegenwart desselben bat. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Begeistert für alles Schöne und Hohe, nährte Henriettens Seele eine glühende Liebe zu dieser edlen Frau — und nach und nach befestigte sich in Beiden eine Zuneigung und wahre Freundschaft, die für's Leben dauerte und die

auf Henriette einen nachzuweisenden Einfluß bis zum Ende ihres Lebens übte. — So öffneten sich die Pforten immer weiter, durch die das Leben zu ihr einströmte und auch unter Altersgenossen lernte sie die unschuldigen Freuden kennen, die der Jugend gehören. Zwar trat sie seltener wie alle Andern in diese Kreise, aber doch oft genug, um manches Band dort zu knüpfen und immer neue Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gesichtskreises zu finden. Der Vater schalt zwar auf die vielerlei vornehmen Bekanntschaften, aber die sanfte Mutter machte stets die Vermittlerin und alle derartigen Kämpfe wurden schneller geschlichtet als sonst.

So brach das Jahr 1813 herein und Henriettens Freundeskreis wurde gewaltsam gesprengt. Nicht dem Bruder allein drückte sie mit Begeisterung die Waffen in die Hand. Daß der Krieg viel Sorgen und Noth auch in ihr Haus brachte, merkte Henriette kaum, ihr Herz flog den Kriegern nach. Sie hätte sich selber gern hingegeben für die heilige Sache und bald sollte sie ein größeres Opfer bringen als das eigne Leben. Der Krieg, kaum begonnen, warf die ersten frischen Keime zukünftigen Glückes dem jungen Mädchen zerknickt in den Schoos. Sie hatte die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit zu begraben. Damals fand sie in der Zurückgezogenheit ihrer Eltern Trost und Erquickung für ihren frischen Schmerz und als später

die herrliche Siegesbotſchaft kam, fühlte Henriette ſich durch das ſchwerſte Opfer dieſes Sieges theilhaftig, ſo daß eine verklärte Freude aus ihren Augen leuchtete. Sie verlangte nichts mehr vom Leben und ſchloß ab mit ihrer Jugend, mehr wie je in ſich ſelbſt zurückgehend und dort Ruhe und Friede ſuchend. In dieſer Zeit griff Henriette oft zur Feder, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Aber nichts genügte ihr darin und was entſtand wurde wieder verworfen. So iſt auch wenig aus dieſer Zeit aufbewahrt, und was ich davon las, trug den Stempel eines nach Erkenntniß ringenden Geiſtes, dem es ſchwer ward durch die Fülle des Stoffes und die ſchwärmeriſche religiöſe Stimmung zur Klarheit durch zu dringen. Es entſtand darüber oft eine große Traurigkeit in Henriette und ſie flüchtete ſich bald wieder auf das Gebiet poſitiven Lernens. Auch hier beklagte ſie ſich oft über eine außerordentliche Schwerfälligkeit. Dieſe hatte einerſeits in dem mangelhaften Unterricht ihren natürlichen Grund; dann iſt ſie aber dem Genie überhaupt nicht ſelten eigen, da es ſchnell Urſache und Wirkung erkennt, aber in ſeiner elektriſchen Bewegung nicht die ganze Stufenleiter langſamer Gedankenentwickelungen verfolgt und namentlich gern alles fortläßt, was ſich auf das Trockene, Mechaniſche bezieht. Dennoch bleibt in ſolchen Menſchen die Sehnſucht danach, bis es ihnen gelingt, einen Bau mit

festem Fundament vor sich zu sehen. Mit wahrer Leidenschaft erfaßte Henriette die Musik, und weil ihr da ein guter Lehrer zu Hülfe kam, namentlich das Studium des Generalbasses. Sie machte auch Fortschritte; componirte ihre Lieblingslieder ganz meisterhaft und bildete ihre schöne umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus.

So vergingen Jahre und es rückte endlich eine Zeit heran, die Henriette aus diesem innerlichen Leben wieder mehr in die Welt zog. Sie heirathete.

Die Beweggründe zu diesem Schritt lagen nach Außen in dem Wunsche ihrer Familie — nach Innen in der Selbsttäuschung eines edlen Herzens, dem es leicht wird, nach einem schweren Verlust wenigstens noch glücklich zu machen, wenn man es auch für sich aufgiebt, glücklich zu sein. So hat Henriette Wach mir oft diesen Schritt bezeichnet, — und welche andre Motive auch noch hinzu kamen und wie auch nach Außen vieles anders scheinen mochte — gewiß ist, daß der Irrthum dieser Handlung sich nur zu bald erwies, und daß Henriette schwer dafür zu büßen hatte. Fünf Jahre lang lebte sie fern von Berlin in Westphalen oder am Rhein ein bewegtes Leben, in dem zuerst eine völlige Resignation und die Neuheit dieses Lebens keinen innern Zwiespalt aufkommen ließ. Aber kaum war die Hälfte der eben angegebenen Zeit verstrichen,

als schon die ersten Symptome inneren Zwiespalts an diesem künstlichen Glück auftauchten und nach und nach mit solcher Energie sich Bahn brachen, daß ihr nur noch die Wahl blieb: daran zu Grunde zu gehn oder diese Fesseln zu brechen. Die ursprüngliche Kraft ihrer Natur siegte bald über alle sentimentalen Vorstellungen einer großartigen Selbstopferung und als sie innerlich fest war, kämpfte sie mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit und die religiösen Scrupel über diesen eigenmächtigen Schritt. Sie siegte mit dem Bewußtsein, daß ihr Gott nicht auferlegen könne, ein Leben zu ertragen, welches ihre innerste Kraft lähmte.

So kehrte Henriette nach Berlin zu ihrer Mutter zurück, die nach dem Tode des Vaters und der Reise Wilhelm Wach's nach Italien, allein dort lebte. Henriettens ernste und würdevolle Haltung besiegte bald die Vorurtheile, die in damaliger Zeit der Stellung einer geschiedenen Frau entgegenstanden. Ruhig und ihrer selbstbewußt betrachtete sie die Vergangenheit und zwang die Menschen, ihr ihre Achtung nicht zu versagen, immer mehr einer Zukunft entgegen reifend, in der sie nach reichen und schweren Lebenserfahrungen sich selbst in ihrer eigensten Natur wiederfand und den Irrthum ihres Lebens versöhnte, indem sie sich daraus gerettet fühlte.

Sie schloß sich zunächst den Anforderungen des kleinen und beschränkten Lebens an, welches ihre alternde Mutter führte, und brachte dardurch ihren Grundsatz: „daß Einem nichts zu gering scheinen dürfe, um es nicht so gut als möglich zu machen" in volle Anwendung. Wie lange dies Leben dauerte, kann ich nicht genau sagen, aber erst der Tod der Mutter endete dasselbe. Ungefähr zur selben Zeit kehrte Wilhelm Wach aus Italien zurück und den Geschwistern wurde ein Traum ihrer ersten Jugend erfüllt, als sie sich entschlossen, *ein* Haus zu beziehen und ein gemeinsames Leben zu beginnen. Die verwandte Richtung ihres Geistes und Geschmackes gab demselben bald einen Reichthum, über welchen die Wünsche dieser beiden Künstlerseelen nicht hinausgingen und auch den Beobachter mit jenem Hauch bewegten Friedens anwehte, der nur aus dem Verein von Arbeit und Genuß erzeugt werden kann. Selbstständig und frei, wurde auch ihr äußeres Leben immer mehr ein Abdruck ihres Geistes. Vorzugsweise mit ernsteren Studien beschäftigt, suchte Henriette auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von Kunst und Wissenschaft hinein zu ziehn und besonders der freundschaftliche Umgang mit Wilhelm v. Humboldt und seiner Familie wurde von beiden Geschwistern mit großer Liebe cultivirt. —

Nicht also in Kampf und Entbehrung, sondern in

harmoniſcher Ruhe wurde ihr Dichtertalent geboren; denn um dieſe Zeit fing Henriette, von innerer Nothwendigkeit getrieben, zu ſchreiben an, und der Genuß dieſes geheimen Schaffens bildete mehr und mehr den Kern ihres damaligen Lebens. Es entſtand, von Niemand gewußt oder geahnt, das erſte Werk ihrer Feder, und daſſelbe wurde, neben dem freudigen Bewußtſein einer vollendeten Arbeit, zugleich mit dem traurigen Gefühl in dem Schreibtiſch verſchloſſen, daß ihr Talent in dieſem Erſtling ſich auch erſchöpft habe. Längere Zeit hindurch beharrte ſie bei dieſem Gedanken; denn eine ſchmerzhaft verzehrende Krankheit fing an, ſich in ihrem Körper zu entwickeln, und die vor Kurzem noch lebensfriſche Frau beſchäftigte ſich faſt nur mit ihrem Tode. Im Frühling 1835 wurde eine gefährliche Operation nothwendig, die ſie wie alle damit verbundenen phyſiſchen und geiſtigen Leiden mit wahrem Heldenmuth ertrug; ſie ſetzte es durch, daß Niemand außer einer ihrer Freundinnen etwas davon erfuhr, bis die Marterſtunden vorüber waren und ihre elaſtiſche Natur den Sieg über den Tod davon getragen hatte.

Als Henriette zur Feier ihrer Geneſung zum erſtenmal wieder in einem ihr ſehr befreundeten Familienkreiſe den Abend zubrachte, holte ſie zum Erſtaunen Aller ihr Manuſcript hervor und fing an, es mit ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweiſe vorzuleſen, bis ſie durch einen nicht

mehr zu unterdrückenden Enthusiasmus unterbrochen wurde.

Dieser Abend wurde entscheidend für das Schicksal des Werkes, und wie sehr die Verfasserin es auch unterschätzte und wie verwirrt sie bei dem Gedanken wurde, dasselbe jemals gedruckt zu sehen: ihre Freunde ließen nicht nach, bis sie endlich einwilligte, das Urtheil eines gebildeten Buchhändlers darüber einzuholen.

Diesen ersten Schritt zur Oeffentlichkeit hat Henriette mir oft als einen letzten Kampf mit ihren Jugendeindrücken geschildert und die Macht der Gewohnheit und Erziehung daran erkannt. Besonders ward sie vom Zorn ihres Vaters, der in einem solchen Schritte eine Verletzung der Weiblichkeit gesehn haben würde, Tag und Nacht im Geiste verfolgt, und sie hat wirklich Zeit gebraucht, um eine geheime Unruhe zu besiegen, die ihr wie das Zeugniß eines Unrechts erschien. Erst nach mehreren Monaten, während welcher ein lang hingehaltenes Nervenleiden zum Ausbruch kam, willigte sie in die Herausgabe des Werkes und erwartete ruhig den Erfolg. Es ist bekannt, daß der Name der „Verfasserin von Godwie-Castle" lange ein Geheimniß blieb, wie es der Wunsch derselben war; als sie aber Berlin zur Aufhilfe ihrer Gesundheit für länger als ein Jahr verließ, folgten ihr die Vermuthungen bis an den Rhein und das Leugnen half endlich nichts mehr. Das Werk hatte in jener

Ebbezeit der Literatur zu viel Aufsehen gemacht, und als die Verfasserin im Herbst 1837 von Cöln zurück kam, wußte sie ihren Verehrern und Verächtern mit freier Stirn entgegen zu treten. Die in einer absichtlichen Weise lobenden oder tadelnden Kritiken gingen spurlos an ihr vorüber; sie verhielt sich zu dem Werke so objectiv, daß derlei Unwahrheiten sie weder blenden noch einschüchtern konnten. Wie sie selbst den höchsten Maaßstab daran legte, suchte und fand sie auch ehrliche Beurtheiler, deren tieferes Eingehn sie belehrte und ermuthigte. Auch traurige Erfahrungen fehlten nicht; neidische Freunde wurden ihre Feinde — aber immer nur hatte Henriette dabei ein wahres persönliches Gefühl, nie kämpfte sie öffentlich dagegen und erwartete ruhig, ob die Sache Sieger bleiben würde oder nicht.

Dieser lebendige Verkehr mit Menschen, dies ganze unendlich anregende Leben seit ihrer Rückkehr, eröffnete wieder eine neue Welt für Henriette und mit tiefer Befriedigung fühlte sie in ihrem Talent alle Sehnsucht ihres Geistes gestillt. Jetzt ahnte sie bereits, daß dasselbe mit ihrem ersten Werk nicht begraben sei, und in einsamen Stunden gab sie bald neuem Stoffe neues Leben. Im Jahre 1839 erschien St. Roche.

Wie anders war die Stimmung und Stellung der Dichterin dem Erscheinen dieses zweiten Werkes gegen-

über! Alle inneren Kämpfe lagen weit hinter ihr und der gesteigerte Enthusiasmus war nunmehr eine reine Freude für diejenige, die trotzdem der strengste Richter über ihre Arbeit blieb.

Mit Ehren aller Art überhäuft, öffneten der Gefeierten sich auch die Salons der vornehmen Welt und ihr eigenstes Wesen bewahrend, fand sie immer etwas auf diesen Wegen, was sie anregte und ihre Erfahrungen erweiterte. Nicht aus Vorurtheil, sondern aus dem tiefsten Bedürfniß nach Schönheit, war sie bis in die Fingerspitzen hinein eine Aristokratin und liebte daher sich unter ihres Gleichen, der äußern Form nach wenigstens, zu bewegen. Aber auch wenn sie allein war, war sie die vornehme Frau und selbst im Verkehr mit ihren Armen, wo ihr Auge von Milde und Menschlichkeit leuchtete und es dem Beobachter scheinen konnte, als sei dies ihr eigenstes Element, verleugnete sich dieser Eindruck nicht, ohne jedoch das Vertrauen zu verhindern und die Liebe zu schwächen.

Nur selten sah sie größere gesellige Kreise bei sich, aber immer waren dieselben gut combinirt und besonders lebhaft und angeregt. Künstler, Dichter und Gelehrte fehlten nie. Das häusliche Leben mit ihrem Bruder, mit einigen nahen Freunden und ihre Arbeitsstunden gingen ihr über Alles. Dennoch gab sie sich diesem Genuß nie so sehr hin, daß er störend auf ihr übriges

Leben wirkte — nie erlaubte sie sich den lästigsten Besuch deshalb abzuweisen, wenn auch oft an einem Morgen solche Unterbrechungen auf einander folgten. Sie gehörte dann ganz den Menschen, die sie vor sich hatte und schloß sich den Interessen an, die sie mitbrachten. Waren das keine allgemein anregenden, so hatte sie auch für alles Persönliche immer die volle Theilnahme und allerlei guten Rath in Bereitschaft. Nie machte sie einen Einfluß geltend, der sich die Herrschaft anmaßte — wohl aber erkannte sie bald die Vernunft, die aus der Sache selbst entsprang und versuchte dieser Geltung zu verschaffen. In solcher Weise hat sie unendlich viel gewirkt und manches schwere Lebensräthsel ihrer Freunde lösen helfen.

Beim Entstehen des Thomas Thyrnau habe ich oft die große Leichtigkeit bewundert, mit der sie schrieb. „Meine Arbeit ist auch nicht schwer dabei", pflegte sie auf solche Aeußerungen zu erwiedern, „stehen doch Alle um mich her und dictiren mir, so daß ich oft nicht schnell genug schreiben kann." Dabei hatte sie nur den äußeren Umriß des Ganzen im Kopf und ließ das Uebrige sich unter ihrer Feder entwickeln. Ganze Situationen und Scenen entstanden so, ihr selbst zur Ueberraschung, und machten sie neugierig auf das, was noch kommen würde. Daher die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Interesse

der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Nie ließ sie sich durch Stimmungen vom Schreiben abhalten; vielmehr wußte sie sich in dieser Hinsicht so zu beherrschen, daß selbst ihre zunehmende Kränklichkeit keine Macht über sie hatte. Das Bedürfniß nach Maaß und Harmonie war so groß in ihr, daß sie sich gewöhnt hatte, alles innerlich Erlebte an seine rechte Stelle zu setzen und jede Uebertreibung des Gefühls, die ihrer Natur zuwider war, daraus zu entfernen. Mit ihrer Zeit machte sie unendlich viel und die Regelmäßigkeit und die damit verbundene Einfachheit ihres Lebens war auch der Abdruck ihres Geistes. Nie erlaubte sie sich bis spät in die Nacht hinein oder gar im Bett zu lesen und stand regelmäßig um dieselbe Zeit, ziemlich früh, wieder auf. Am Nachmittag schrieb sie nie oder doch nur dann, wenn einmal gar nichts fertig geworden war — sonst war sie die ersten Morgenstunden am fleißigsten und meinte, man müsse solche Grundlage für den Tag haben. Sie dabei zu beobachten, war ein seltener Genuß! Das edle, blaße Gesicht mit den gesenkten Augen, die der schnellen Bewegung der schreibenden Hand folgten — dazu die schwarze Kleidung, die sie immer trug und die so ganz zu ihrer ernsten Erscheinung paßte und ringsumher die Schönheit und Stille einer geistathmenden Umgebung — das war ein Bild wohl werth in den Herzen Vieler aufge-

nommen zu werden! Und doch ist sie nur selten, wie alle Erscheinungen, die sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, ganz verstanden worden!

Nach der Herausgabe von Thomas Thyrnau vergingen Jahre, in denen die Verfasserin so krank war, daß jeder Sommer einen langen Badeaufenthalt nothwendig machte, und sie nur wenig oder gar nicht zum Schreiben kam.

Als im Jahr 1844 endlich Jakob van der Nees erschien, ist viel Widersprechendes darüber gesagt und geschrieben worden und nur Wenige erklärten sich entschieden dafür. Es ist hier nicht der Ort, um näher auf Ursache und Wirkung dieser Erscheinung einzugehen, aber gewiß ist, daß keiner das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, der überhaupt ein tiefer gehendes psychologisches Interesse dabei hat, einen Charakter bis in die geheimsten Falten hinein zu verfolgen, der von vornherein nichts Anziehendes hat. Und des Anziehenden war doch wahrlich genug; man braucht nur der herrlichen Gestalten des Montrose und der Urica allein zu gedenken! — Wie die Stimmung der Dichterin der des Publikums gegenüber sich verhielt, wird man aus dem früher Gesagten entnehmen und ich kann hierdarüber hinweggehen, um Wiederholungen zu vermeiden. Gewiß ist nur, daß sie das Werk von innerster Nothwendigkeit getrieben grade so schrieb, wie es wurde, und

daß sie es mit diesem Bewußtsein ruhig wie die vorhergehenden seinem Schicksal überließ.

Sie erlebte danach bei größerem körperlichen Wohlsein ein glückliches Jahr — und dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie die vorherrschende ernste Richtung ihres Geistes ohne an Tiefe zu verlieren, immer mehr zu einer gleichmäßigen Heiterkeit sich verklärte und oft in eine neckisch fröhliche Laune überging, die den Reiz ihrer Nähe nur noch erhöhte. Aber diese Aussicht auf ein schönes, heitres Alter sollte bald getrübt und zerstört werden. Im Herbst 1845 verlor unsre Dichterin ihren Bruder nach fünftägiger Krankheit und fühlte mit seinem Tode ihr Leben so gewaltsam zerrissen, daß sie meinte, dieser Schmerz müsse sie vernichten. Dennoch kämpfte sie noch zwei Jahre mit einer langsam zunehmenden Unmöglichkeit ihres Körpers diesen Schlag zu überwinden, wie sehr auch ihr Geist sich aufraffte um Sieger zu bleiben. Wie ein Abschiedsgruß an's Leben sendete er noch einen Strahl aus und was sie damals schrieb, trug den Stempel einer auf den Höhenpunkt gebrachten Schöpferkraft. Aber das Körperliche wollte sein Recht — und so gab sie mit Bewußtsein ein Dasein hin, was sie mit Bewußtsein beherrscht hatte. Bis zum letzten Tage fast blieb ihr in freien, schmerzlosen Momenten die Klarheit des Gedankens, die ihr so eigen war, und in dieser schönen Ruhe sehnte sie sich nun auch das Räthsel

des Todes zu lösen. Im Herbst 1847 starb sie nach unsäglichen Leiden und lebt in Denen unsterblich weiter, die sie wahrhaft verstanden und liebten. K.

Frau Henriette Paalzow, geb. Wach, (deren Charakterbild in liebevollster und doch wahrster Auffassung einer getreuen Freundin, die vorstehende Skizze aufstellt) folgte am 30. Oktober 1847, um Mitternacht, nach langen erschütternden Leiden, die sie standhaft ertrug, ihrem Bruder, Wilhelm Wach, Professor an der Königl. Akademie zu Berlin, in das Jenseits.

Ein einfacher, schmuckloser Zug geleitete am Frühmorgen des 3. November die irdischen Reste hinaus auf den nahe gelegenen Friedhof, wo die Dichterin zur Seite des geliebten Bruders hinabgesenkt ward in die heimathliche Erde der Stadt, welche zuerst Zeuge ihrer literarischen Triumphe wurde, deren buntes Getriebe ihr vergönnt war, auf einige Augenblicke zu unterbrechen, um die allgemeine Aufmerksamkeit ihr, der ungenannten Dichterin, zuzuwenden. (Köln. Z. 1847.)

Godwie-Castle.

1835.

I.

(Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans „Godwie-Caſtle." Der Verfaſſer will unbekannt bleiben.)

Ein Autor, der ganz unbekannt iſt und unbekannt zu bleiben die Abſicht hat, ſendet Euer Wohlgeboren einen Auszug aus dem Manuſcript eines Romans und bietet Ihnen dieſen zum Verlage an.

Das Manuſcript iſt entſtanden ohne die Abſicht es je drucken zu laſſen. Es iſt mehr wie Memoiren anzuſehen, welche Jemand über Menſchen, Verhältniſſe und Zeiten, die er erlebt oder empfunden, ſich ſelbſt zur Verdeutlichung dieſer Zuſtände notirt hat. Die Bruchſtücke wurden nur Freunden mitgetheilt und dieſe ſind es eigentlich, welche auf den Druck beſtehen.

Ich erſuche Euer Wohlgeboren ganz ergebenſt dieſen Standpunkt der Arbeit im Auge zu behalten, weil er für die Beurtheilung der richtige iſt und jeder literariſchen Arbeit den eigenen Reiz der Abſichtsloſigkeit giebt.

Sollten Sie auf den Verlag eingehen, ſo wird für den gedruckten Bogen ein Honorar von — erbeten.

Ihre Antwort senden Sie unter Couvert des Herrn W. Wach, Professor der Akademie der Künste und Hofmaler in Berlin.

Berlin, 6. November 1835.

II.

(Eine Mittheilung des Professor Wach über die Gründe der Anonymität.)

Der Autor der Euer Wohlgeboren zugesendeten Manuscript-Hefte hat mir aufgetragen Ihnen sein Vergnügen auszudrücken, daß Sie die Annahme seines Werkes in Ihren Verlag beschlossen haben. Ihr Lob und Ihr Tadel waren ihm gleich sehr interessant.

Mit Sorgfalt ist er beschäftigt in Ihrem Sinne das Ganze noch einmal durchzugehen; es wird geschehen, was Ihr Rath angeregt und sich mit der Ueberzeugung des Autors ausführen läßt. Er bittet Sie indeß die Vorrede zu lassen, die, wenn Sie nicht bestimmte Gründe dagegen haben, er vorgedruckt wünscht.

Zu seinen besondern Privat-Gründen, das tiefste Geheimniß über den Namen des Autors walten zu lassen, fügt sich ein neuer noch nicht gekannter und erwogener Reiz hinzu: nämlich in Bezug auf die Kritik. Für sämmtliche Mitwissende glaubt der Autor sich ver-

bürgen zu können, und mit dem schnell gefaßten Vertrauen, welches der Gebildete dem Gebildeten schenkt, würde er Ihnen gleich jetzt das so ängstlich behütete Geheimniß des Namens anvertrauen, wären für den Augenblick nicht noch Gründe vorhanden, die es ihm unmöglich machen. Später nimmt er Ihr ihm vollkommen genügendes Wort in Anspruch und zählt sie sodann mit Freuden zu dem kleinen Kreise bewährter Freunde, denen der Name vielleicht den Werth der Sache nicht verringern wird. Das Ganze des Honorars wünscht der Verfasser nach vollendetem Druck zu empfangen.

Indem ich mich hiemit der Aufträge des Verfassers entledigt habe, soll ich noch in seinem Namen vielen Dank sagen, daß, nachdem Sie das Manuscript gelesen, Sie sich die Mühe gegeben haben so umständlich darauf einzugehen und zu antworten.

Berlin, 28. November 1835.

W. Wach.

III.

(Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode, ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modifiziren.)

Ihr geehrtes Schreiben vom 24. Dezember an Herrn Professor Wach beantworte ich selbst in der festen Vor-

ausſetzung, daß das mir für ſpätere Zeit geleiſtete Verſprechen, meine Anonymität bewahren zu wollen, Sie auch jetzt ſchon binden wird, wo ich Ihnen, wenn auch noch ohne Namen, durch Handſchrift und eigne Mittheilung näher trete. Ich bitte daher, dieſen Brief nicht aus der Hand zu geben und großmüthig jede Muthmaßung oder Nachforſchung aufzugeben, bis ich die Ehre haben kann, mich Ihnen ſelbſt darüber anzuvertrauen.

Dagegen wiederhole ich noch einmal auf das allerbeſtimmteſte die früheren Verſicherungen des Herrn Profeſſor Wach, daß das Euer Wohlgeboren übergebene Werk ein Original iſt,*) wie nur je eines exiſtirt; in Plan, in Ausführung vollkommen ſo entſtanden, wie die Vorrede es angibt, keine andern Stützen ſuchend, als geſchichtliche Daten. Die Vorrede, die im Fall eines Verraths, der mir wegen meiner Stellung faſt unerträglich wäre, meinen Charakter repräſentiren ſollte, bitte ich Sie als Bürgſchaft meines Wortes anzunehmen, und Profeſſor Wach, deſſen Ruf Ihnen keinen Zweifel laſſen wird über eine ernſtlich wiederholte Verſicherung, will dies gern noch einmal beſtätigen.

---

*) Die engliſche Färbung des Werkes, hatte nämlich in dem Verleger den Zweifel entſtehen laſſen, ob es Original oder Ueberſetzung aus dem Engliſchen ſei; er bat um Auskunft, bemerkte aber zugleich, daß er daſſelbe, auch wenn es eine Ueberſetzung wäre, unbedenklich in Verlag nehmen würde.

Der fernere Inhalt Ihres geehrten Schreibens ist schwerer zu beantworten, — er hat mannigfache Besorgnisse in mir angeregt. Einem Puristen der deutschen Sprache das Ganze zu übergeben würde ich augenblicklich bereit sein, die Unzulänglichkeit meiner eignen Fähigkeit ger nanerknenend, da nur zu häufig durch den gewöhnlichen Gebrauch, der so strenge Anforderungen nicht macht, Nachläßigkeiten und üble Gewohnheiten einschleichen. Aber mit größerem Bedenken würde ich das Angreifen der einzelnen Ausdrücke, der Constructionen, des Stils überhaupt ansehen. Der Stil — die oft, wie mir gar wohl bekannt ist, schwerfällige Construction, die Wahl abweichender, vielleicht ungewöhnlicher Worte; sie gehören doch zum Lebensmark des Ganzen! Ich bin mir der Art des Stils sehr wohl bewußt; er ist nicht, wie man ihn als unserer Zeit angehörend fordern könnte, er ist weit von der Nachahmung oder Nachstrebung der hohen klassischen Vorbilder moderner Literatur entfernt; er kann weder an die lichtvolle Klarheit Göthe's erinnern wollen, noch an die ergreifende Gefühlssprache Schiller's, gleich entfernt ist er von der ironischen Popularitäts-Sprache Tieck's und von aller Nachahmung dieser von diesen Herren gebildeten Schulen und der einzeln daraus hervorgetretenen Autoren. Der Gegenstand hat den Stil gebildet, nothwendig gemacht; er ist im Schreiben selbst und während ich mich in die Zeit versenkte, die ich

ſchilderte, entſtanden. Einzelne Perſonen mußten dies Wort ſagen, zu ihrer Individualität paßte die lange oder ſchwere Periode; wie ein heller Flecken auf einem dunklen Kleide ſtünde ihnen die klarere, elegantere Redeform! Ich könnte, bei einer Umänderung, den Schmerz empfinden, den uns das Leben aufſpart, wenn wir uns liebe Menſchen, deren Charakter wir ehrend anerkennen, unſrer Vorausſetzung zuwider handelnd oder ſprechend auftreten ſehn. Dieſer Stil, der nicht mein Stil iſt, ſondern der, der von dem Gegenſtand bedingt ward, iſt wie der barocke Rahmen eines Bildes, auf dem die Damen in ſteifen Spitzenkragen und ſchweren Stoffen, die Männer im Baret und ſpaniſchen Mantel ruhig hervorblicken. Wer könnte da leichte Säulen, zierliche Kapitäle als Einrahmung denken. Ich fürchte vor Allem einen Literaten, der mit der vorgefaßten Abſicht an das Werk geht, daran zu ändern; nur in den dringendſten Fällen würde ich ihm dies Recht zugeſtehen; dagegen wahrhaft beruhigt mich finden, ihn als Puriſten der deutſchen Sprache das Ganze beleuchten zu ſehen.

Berlin, den 28. Dezember 1835.

IV.

(Ueber die Correktur von Godwie-Caſtle.)

Ew. Wohlgeboren beehre ich mich hierbei die beiden folgenden Theile des bewußten Manuſcripts zu überſenden, und mich in Ihre ferneren Anordnungen fügend, wiederhole ich nur noch einmal meine dringendſten Bitten, eine ſolche Korrektur recht ſpeziell unter Ihrer Aufſicht vornehmen zu laſſen.

Rechnen mir Ew. Wohlgeboren dieſe ſich immer gleich bleibenden Befürchtungen nicht als ein Mißtrauen an, welches Sie berechtigt wären bereits gemäßigter zu erwarten, — es iſt vorzüglich die entſchiedene Abneigung gegen einen fremden Einfluß, dem ich ſelbſt Vorzüge nicht verdanken will, die ich nicht ſelbſt im Stande war, meinem Werk zu verleihen. Wie Sie es jetzt erhalten, ſo iſt es mein! kein Wort, kein Gedanke iſt mir geliehen. Dies war mir ein wohlthuendes Gefühl, und ich fürchte es zu verlieren, und fühle mich weniger gerüſtet, Lob zu hören, was ich mir nicht mehr allein zurechnen könnte, als Tadel, auf den ich gefaßt war.

Ich ſpreche mich Ihnen ſo wiederholt darüber aus, um wo möglich Ihre Theilnahme für dieſe Charakterrichtung zu gewinnen und Ihre Vorſchriften für den Literaten, der die Correktur übernimmt, ſo bedingt als möglich zu ſtellen.

Berlin, den 9. Januar 1836.

V.

(Ablehnung eines Einwandes, die Schilderung Mazarins betreffend.)

Mit besonderem Danke sende ich Euer Wohlgeboren die beiden korrigirten Lagen des Manuscripts zurück, und bin in diesem Sinne, bei fortgesetzter strenger Beobachtung der bis jetzt fest gehaltenen Grenzen, mit der weiteren Durchführung der Korrektur ganz zufrieden.

Mazarini's Schönheit ist mir allerdings bekannt, doch hatte ich alles auf ihn Bezügliche früher geschrieben, als sich dies mir aufnöthigte und allerdings einen unangenehmen Widerspruch machte. Aber ich gestehe ein, daß es mir schwer ward, auf die psychologischen Erscheinungen, die ich, gerade durch eine solche Persönlichkeit bewirkt, aufgestellt hatte, zu verzichten. Ich suchte darauf hinzudeuten, als habe er mit Willen seine Gestalt zurückgedrängt; ich fühle wohl, es ist nicht ausreichend, und scheint es Ihnen ein zu großes Hinderniß, müßte ich es zu motiviren suchen.

Ganz einverstanden bin ich mit Ihrem liebenswürdigen Vorwort und kann nur wünschen, daß meine späteren Recensenten Ihren ehrenden Ausspruch unterschreiben mögen.

Berlin, den 24. Januar 1836.

VI.

(Poetiſche Conception.)

Ew. Wohlgeboren Anfrage, in Bezug auf vorläufige Publikation eines Auszuges in der Mitternachtszeitung, ſtelle ich, ohne beſtimmt zu widerſprechen, die Schwierigkeit entgegen, die eine hierzu geeignete Auswahl in der Art und Weiſe des Manuſcripts ſelbſt finden würde.

Das wohlwollende Intereſſe, welches Sie dem Ganzen geſchenkt, wird Sie gewiß überzeugt haben, wie wenig eigentlich frappante, effectvolle Momente darinnen ſind. Es erhält Eins durch das Andere bedingt ſeinen Werth, ſoweit ich ihn überhaupt zu ertheilen vermochte, und es ſcheint mir ſehr ſchwer, durch einzeln herausgehobene Momente, da ſie keinesweges ſo voluminös ſein dürften, als die Ihnen zuerſt überſandten, ein Intereſſe bei Journalleſern zu erwecken, die den leichten Schaum eines flüchtigen Reizes von jeder Lectüre abzuſchlürfen trachten.

Eine Auswahl ſelbſt zu treffen, müßte ich mich faſt incompetent erklären, da die eben ausgeſprochene Ueberzeugung mir keine freie Beurtheilung zulaſſen würde.

Es lag weder in meiner Fähigkeit, noch in meinem Geſchmack, durch Situationen das Intereſſe hauptſächlich zu feſſeln.

Meine Abſicht war, daß das Ganze einen untrennbaren Zuſammenhang haben ſollte; eine aus ſich ſelbſt

herausſchaffende Nothwendigkeit, die in ihrem Laufe von außen nur aufnahm, was ſich ihrem Zwecke ergiebig zeigte, jede Anlockung ablehnend, die Lieblingsphantaſien einzumiſchen treiben könnte, welche in der Nothwendigkeit des Ganzen nicht bedingt waren. Das Bilderkabinet in Burton-Hall möchte vielleicht am Erſten zu trennen ſein; ich geſtehe, daß ich hier einer beſonderen Richtung in mir nachgab, dies recht zu meinem eigenen Vergnügen niederſchrieb und die Bemühung, es dem Ganzen nothwendig zu machen, ſelbſt belächeln muß. Ich zweifle jedoch, ob dies Intereſſe erwecken könnte, und bitte mit dem aufrichtigſten Vertrauen, Ew. Wohlgeboren wollen Godwie-Caſtle ganz als Ihr Eigenthum verwalten, und den Gebrauch davon machen, den Ihre Erfahrung und Ihre Bildung Ihnen anrathen werden.

Berlin, den 23. März 1836.

VII.

(Bewahrung der Anonymität. Der anfängliche Titel des Romans.)

Da Ew. Wohlgeboren mich nicht kennen, ſteht mir kein Recht zu, Ihre abermaligen Zweifel an meinem Ihnen gegebenen Wort, Ihnen übel zu nehmen, doch bin ich überzeugt, daß Ihnen dieſelben unter anderen Umſtänden unzuläßig erſcheinen würden.

Nach Rücksprache mit Professor Wach über die in Leipzig an Sie ergangenen Anfragen Berliner Buchhändler, kann sich dies nur auf Herrn Enslin beschränken, welcher allerdings bei den Vorberathungen über die Herausgabe des Buchs zugezogen worden war, ohne jedoch den Verfasser zu kennen oder zu ahnen. Nachdem er das Werk Herrn Duncker angeboten, schlug er vor, es Ew. Wohlgeboren anzubieten ꝛc. ꝛc. Wie man aber Ew. Wohlgeboren nach Godwie-Castle fragen konnte, bleibt jedenfalls ein Räthsel; denn erst, als es zu Ihnen geschickt ward, änderte ich seinen Titel dahin um und Herr Enslin oder Herr Duncker, welcher es wahrscheinlich, im Begriff nach Paris abzureisen, gar nicht ansah, könnten nur von dem Roman „Maria" Kenntniß haben, welchen Titel Ew. Wohlgeboren auch noch auf jedem Umschlag des Manuscripts in Godwie-Castle umgeändert vorfinden können.

Noch einmal wiederhole ich, daß mein Name ein streng behauptetes Geheimniß ist, und da dies aus Gründen geschieht, keineswegs einer launenhaften Willkühr unterworfen ist.

Berlin, den 2. Juni 1836.

VIII.

(Freude über die Vollendung des Drucks von Godwie-Caſtle.)

Erlauben Sie mir, Ihnen meine Freude über die glückliche Vollendung des ganzen Werkes auszudrücken, und meinen herzlichen Wunſch, daß Sie nunmehr nur Ehre und Freude davon haben mögen.

Ich würde ſehr wünſchen, ſobald als möglich meine Exemplare zu erhalten, und bitte Sie um die baldigſte Ueberſendung derſelben. Wollen Sie mir alsdann, wenn der mir geſetzte Termin des Schweigens mit dem Empfang dieſer Exemplare und deren Anwendung aufgehoben iſt, erlauben, das Verhältniß des Autors zum Verleger in das angenehme Verhältniß umzuwandeln, Sie zu dem kleinen Kreiſe der intimen Freunde zu zählen, die mir gelobt haben, auch ferner meine Anonymität durch Wort und That zu ſchützen, ſo werde ich mit Vertrauen und wahrem Vergnügen mich Ihnen in meinem nächſten Briefe nennen.

Berlin, den 23. Auguſt 1836.

IX.

(Frau Majorin Paalzow bekennt ſich zur Autorſchaft von Godwie-Caſtle. Ihre Gründe für Bewahrung des Incognitos.)

Verehrter Herr und Freund! Mit einer ſehr aufrichtigen Anerkennung Ihrer Geſinnungen habe ich Ihren letzten Brief und geſtern die Sendung der 15 Frei-Exemplare in ihrer ſchicklichen und angenehmen Ausſtattung empfangen, wobei ich das ſchön gebundene mir ſelbſt wohl als ein Andenken an meinen geſchätzten Herrn Verleger aufbewahren darf.

Die Zuſicherung Ihrer unbedingten Verſchwiegenheit in Ihrem Briefe an Profeſſor Wach durfte ich ſchon mit der Ueberzeugung aufnehmen, daß ich Ihnen auch ohnedem das feſteſte Vertrauen ſchenken könnte — und ich freue mich der einzelnen Momente, die meine vorſchreitende Krankheit mir noch gewährt, Ihnen nun ſelbſt mich anvertrauen zu können.

Godwie-Caſtle ging aus den Mußeſtunden einer Frau hervor: ich bin die Majorin Paalzow, die jüngſte Schweſter des Profeſſor Wach, und ſo glücklich, unter ſeinem Schutze in ſeinem Hauſe zu leben. Als ſeine Hausfrau, in Umgebungen, die die Exiſtenz eines Künſtlers in der Hauptſtadt leicht mit ſich führt, ward mir

die Unabhängigkeit und Behaglichkeit zu Theil, die ein solches Unternehmen begünstigt. Ueber das Ganze wüßte ich Ihnen nichts anderes zu sagen, als Sie aus meiner Vorrede kennen gelernt haben.

Meine unbeschreiblich große Abneigung gegen Bekanntwerdung meines Namens geht erstlich von der natürlichen Furcht aus, in dem Munde der Menge zu sein, ganz besonders aber aus meinem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernde Frauen.

Meine Erfahrungen haben mich in dieser Beziehung nur Abschreckendes erleben lassen, und ich bitte Sie aufs Dringendste, mich um dieses einen Buches halber nicht für eine Schriftstellerin zu halten; denn indem ich mir selbst und alsdann dem Willen einiger weniger Freunde genug gethan, dies erst zu schreiben und dann es zu publiciren, habe ich meiner Ueberzeugung nach den Stoff in mir verbraucht, und Sie haben nicht zu fürchten, daß ich, wenn auch Gott meinen geistigen Keim nicht bald verpflanzen möchte, Sie mit einem matten Abdruck schriftstellerischer Sicherheit für Ihren Verlag belästigen werde. — Ich bin keine Schriftstellerin, ich will sie nicht par force werden, und habe nur mit diesem meinem Buche mich selbst erleichtert von angesammelten Ideen.

Schützen Sie mich also auch besonders als Freund gegen die neugierigen Nachforschungen Berliner Schrift-

stellerinnen, ich kann unmöglich mich zu Ihrer Zunft bekennen.

Berlin, den 4. Oktober 1836.

X.

(Die Kritik.)

Ew. Wohlgeboren gütige Zeilen und die beigefügte Recension über Godwie-Castle hat uns hier in Cöln am 16. d. M. erreicht, und ich benutze denselben Tag, Ihnen für das Vergnügen, welches Sie mir durch beide Zusendungen gemacht haben, meinen herzlichsten Dank zu sagen. Je prätensionsloser dies Werk der Welt übergeben ward, je reiner wird nun das Gefühl sein, womit so ausgezeichnetes Urtheil, so verschwenderischer und gebildeter Beifall den zaghaften Verfasser lohnt.

Es ist ein wunderbar neues und bewegliches Gefühl, in dem Urtheil eines gebildeten Wesens die Erscheinungen unserer Seele reflectirt zu sehen und ihrer Existenz sich noch einmal und mit um so mehr Ueberzeugung ihrer Wirklichkeit bewußt zu werden. Ich empfand diesem gebildeten verstehenden Urtheil gegenüber die ganze Süßigkeit solcher Erfahrung; der Verfasser hat mir nicht eine einzige Herbigkeit zu überwinden gegeben,

aber mich faſt in Erſtaunen geſetzt durch die Beobachtung von kleinen Zügen, von denen ich oft dachte, ſie würde außer mir ſelbſt Niemand bemerken.

Wiſſen Sie, wer der Verfaſſer iſt? Und wollen Sie mir es ſagen, wenn es kein Geheimniß iſt? Fahren Sie fort mir mitzutheilen, was ſich Ihnen von Recenſionen darbietet, und halten Sie mich, ebenſo wie Sie mir zutrauten, das Lob aufzunehmen, auch fähig, Tadel und abweichende Anſichten mit Intereſſe zu leſen. Sie werden dadurch über die Tage der Krankheit Intereſſe verbreiten, denn ich bleibe fürs Erſte hier, einer zweifelhaften Geneſung durch Veränderung der Luft und den mildern Winter Köln's zu Hilfe zu kommen.

Köln, den 18. November 1836.

XI.

(Die ſchriftſtelleriſche Ehre der Frau Verfaſſerin wird verdächtigt.)

Ich muß Ihren Freundes-Schutz in Anſpruch nehmen und thue es mit rechtem Vertrauen, da ich gewiß bin, Sie theilen die unangenehme Empfindung, die ich ſelbſt habe, indem ich mich plötzlich durch den böſen Willen einer Frau als Betrügerin dargeſtellt ſehe.

Von wem — oder wie ich verrathen worden bin, das weiß ich nicht; aber alle Mitwiſſenden ſchreiben mir, um mir zu verſichern, es ſei durch ſie nicht geſchehen. Allen habe ich die Bitte zurückgeſchrieben, fortgeſetzt zu ſchweigen.

Frau von W. gehörte zu Denen, vor deren Urtheil ich mich am meiſten fürchtete, da ſie jedes belletriſtiſche Produkt mit herbem Tadel zerreißt. Sie hat nun auch die Enthüllung meiner Autorſchaft benutzt, um ihrer Kritik durch daran geknüpfte Perſönlichkeiten einen beſondern pikanten Reiz zu geben — hinzufügend: dies geſchehe dafür, daß ich ihr die Sache verſchwiegen.

Sie erklärt, ſie wiſſe ganz genau, daß ein Freund von mir, der ſehr geiſtreiche Geheimrath Koppe, den Sie vielleicht durch ſeine Reiſen und Mittheilungen über Mexico kennen werden, das Beſte an meinem Roman geſchrieben habe. Sie ſagt, als ob ſie es durch Sie wüßte: Sie hätten ihn gar nicht verlegen wollen; ich hätte ihn müſſen auf eigene Koſten drucken laſſen.

Wenn ich nun dagegen denke, wie ſchnell, bereitwillig und ehrenvoll Sie im Gegentheil dies Werk aufnahmen, wie Ihr ganzer Tadel nur einige Sprachunrichtigkeiten betraf, wegen deren Sie mich übrigens durch Hinweiſung auf ähnliche Schwächen ſonſt ganz bedeutender Männer zu tröſten wußten, — daß das Buch Ihnen ja auch jetzt keine Schande macht; erwachte recht lebhaft

das Verlangen in mir, gerade Sie zu meinem Schutze und zu einer Erklärung aufzufordern, etwa in der Art „daß dies Buch nicht auf Kosten des Autors gedruckt, sondern von Ihnen, ehrenvoll anerkannt, sogleich bereitwillig aufgenommen worden sei, und daß Sie ganz entschieden dem verbreiteten Gerücht widersprechen könnten, es sei von mehreren Personen geschrieben, (ja wenn Sie wollen, sagen Sie jetzt, daß Sie den Autor kennen) und bestimmt wüßten, daß ein solcher Betrug dieser Person unmöglich sein würde, überhaupt auch schon die Einheit des Stils und des Planes gegen die vorgebrachte Beschuldigung Zeugniß ablegte."

Köln, den 2. Februar 1837.

XII.

(Die Verfasserin gibt Aufschluß über ihren Charakter. Ihre Bemerkungen über das Wesen der Vornehmheit.)

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Sie werden indeß meinen Brief erhalten haben und daraus den Gemüths-Stand des armen Autors von Godwie-Castle erkannt haben. Für Ihre heutigen Mittheilungen nehmen Sie meinen herzlichsten Dank! Wie viel Gutes erfahre ich über dies Werk der Einsamkeit, welches so gar nichts mit der Welt zu thun haben wollte, mit dem

ich so ganz fertig war durch die Gelegenheit, die es mir gab, mein Inneres von dem angesammelten Stoff zu befreien.

Vielleicht liegt in seiner prätensionslosen Entstehung gerade das, was den Besseren daran wohlthut. — Meine Hauptkorrespondentin über die Meinung der höheren Gesellschaft war die ältere Prinzeß Wilhelm — welche mir von Jugend auf eine wahre Freundin gewesen. Ihr Antheil machte sie auch bis jetzt verschwiegen, ich sage bis jetzt — denn sie schreibt mir: daß jetzt kein Leugnen mehr helfe. Gottlob, daß ich weit weg bin! — Das Lob hat nicht so viel Gewalt über mich, um mich über das heimliche Gefühl zu trösten, so in aller Munde zu sein. Hier Gottlob ahnet kein Mensch etwas davon, und doch bin ich immer in der Flucht!

Meine liebe Prinzeß, überhaupt meine Freunde sind über das Verfahren der Frau v. W. ganz empört! Wenn Sie mir beistehen können, sollte mich dies recht erleichtern; denn was sind die böswilligsten Kritiken gegen den Schatten, der auf meine Rechtlichkeit fällt. Dafür bin ich sehr empfindlich; schon als Kind wollte ich nie eine Hilfe gestatten bei einer Handarbeit, die etwa für ein Geschenk bestimmt war, weil ich dann kein Recht mehr in mir fühlte, zu sagen: ich habe sie gemacht. Das ist mit mir alt geworden.

Nein, Sie hätten mein Buch nie zu ſehen bekommen, wenn ich mich nicht bis auf jeden Fehler dazu hätte bekennen dürfen. — Wie ſchön und gütig iſt die Kritik, die Sie mir geſchickt, und wie ſehr merke ich auf ſo verſtändigen Tadel. Ueber Richelieu und Mazarini hat der Recenſent aber Unrecht. Die unterhandelten die Vermählung mit Karl dem Erſten bei Lebzeiten des Königs Jakobs I. Längſt war Mazarini an Richelieu's Seite, ohne Miniſter zu ſein, ehe Richelieu ſtarb, oder — Hume hat Unrecht!

Es freut mich nur, daß Sie doch auch jetzt Freude daran haben werden und belohnt ſind für das Vertrauen, womit Sie es aufnahmen. Ach, ich habe es damals recht bewundert; denn gewiß hatte Keiner weniger Vertrauen dazu, als ich, obwohl ich ſelbſt mir genug damit gethan, aber in ganz anderer Art.

Gräfin Dönhoff*) iſt allerdings meine Freundin und eine Mitwiſſende; ich fühle mich geehrt, wenn dieſer Engel genannt wird.

Das Publikum, welches über den Verfaſſer von G. C. immer noch nichts Sicheres weiß, ſcheint hauptſächlich darum auf hohe Autoren zu ſchließen, weil in dem Roman die Gepräge der Etikette und Convenienz ziemlich

*) Welche bei einem Theil des Publikums als Verfaſſerin von Godwie-Caſtle galt.

gut beobachtet ſind. Daß nun die bürgerliche Frau aus bürgerlicher Familie dieſe kannte, mag als Lehre dienen, daß Formen, die mit einer edlen Charakterbildung zuſammenhängen, Gemeingut ſind. Ich habe von meinen Eltern und Geſchwiſtern nie Anderes geſehen, ich habe mich in bekannten Formen ausgeſprochen, ohne zu glauben, daß die andere Klaſſe dies allein für ſich in Anſpruch nähme.

Köln, den 11. Februar 1837.

XIII.

(Der Roman wird bei Hofe geleſen. Hofprediger Strauß entwickelt die leitende Idee des Romans.)

Sie haben indeſſen meinen zweiten Brief über dieſelbe Sache erhalten, und ich konnte wohl denken, daß dieſer, faſt dringender als der erſte Sie auffordernd, Sie in Verlegenheit ſetzen mußte. Es war daher recht unfreundlich von mir, ſo lange mit einer beſtimmten Antwort zu zögern, und indem ich Sie deshalb um Verzeihung bitte, geſtehe ich Ihnen zugleich, daß ich mit meiner ſchwachen Seite kämpfend, nicht ungern geſehen hätte, wenn Sie ſich durch meinen zweiten Brief beſtimmen ließen. Nach dieſem Geſtändniß füge ich ebenſo gern hinzu, daß ich Ihre Anſicht der Sache ſo ſchön und noble fand, daß ich

wünſchte, ſie gleich vollſtändig genug theilen zu können, um mir jeden andern Gedanken aus dem Sinn zu ſchlagen; aber es war gerade meine ſchwache Seite, wie ich ſchon oben ſagte, berührt, und noch jetzt iſt mir, als dürfte ich ſolchen Verdacht von Betrug gar nicht dulden. Laſſen Sie ſich aber in Ihrer ſchönen größeren Anſicht nicht mehr dadurch irre machen — Sie haben es gewiß mit mir am Beſten gemeint, als Sie mir jede Reclamation widerriethen, und nicht ohne Rührung las ich, wie Sie gerade bei dieſer Gelegenheit ſich ſo ehrend über dies Unternehmen ausſprachen und mir ſo viel anderes Tröſtendes mittheilten, um mir die Ergebung dadurch leichter zu machen. Denken Sie deshalb nicht ſchlechter von mir — ich beſitze gar keinen Geiſtes-Hochmuth — jedes Geſchenk der Art kömmt mir vor, als dürfe man es ſich auf keine Weiſe in Rechnung ſtellen; aber einen redlichen, unbeſcholtenen Charakter zu haben und zu bewahren, darauf gebe ich ſehr viel, und darum verletzte mich der Angriff vielleicht über Gebühr. Laſſen wir es alſo jetzt; ich will Ihnen gern folgen; es thut mir ſchon jetzt wohl, daß ich ſtiller darüber werde.

Vor einigen Tagen erhielt ich wieder einen acht Seiten langen Brief von meiner lieben Prinzeß, welcher zum größten Theil mein Buch zum Gegenſtand hatte. Unſere liebe Kronprinzeß (Ihre Majeſtät die jetzt regierende Königin) hat ſolche Freude daran! Es wird des Abends

beim Kronprinzen (Sr. Majestät dem jetzt regierenden Könige) vorgelesen und Ihre Königliche Hoheit sagte meiner Prinzeß: Sie und der Kronprinz könnten jedesmal kaum den Abend erwarten und würden ungeduldig, wenn Abhaltung käme. Der Kronprinz hat einige genealogische Fehler erwähnt, ohne sie zu nennen, und von einer zweiten Auflage gesprochen, in welcher dies zu ändern wäre. Da Er sich aber außerdem mit so eingehendem Lobe geäußert, hat meine Prinzeß nicht widerstehen können, den hohen Herrschaften den Autor zu nennen, und bittet mich zugleich, es jetzt einzugestehen, da an Leugnen nicht mehr zu denken sei.

Außerdem hatte der Prediger Strauß eine sehr lange Auseinandersetzung der leitenden Idee gegeben (die Prinzeß hatte sie mir aufgeschrieben) und er wie seine Frau waren damit, wie mit etwas recht Wichtigem, beschäftigt. — Auf dies Alles habe ich heut geantwortet und sehr gewünscht, den Irrthum kennen zu lernen, auf welchen der Kronprinz hingedeutet hat.

Köln, den 23. Februar 1837.

XIV.

(Beſchwerden über die unbillige Taktik der Staatszeitung. Die Grundidee von Godwie Caſtle nach der Auffaſſung des Hofpredigers Strauß und nach der eignen Darſtellung der Verfaſſerin.)

Wie gütig ſind Sie gegen mich! nachſichtig und eingehend ſelbſt auf das, was Sie ſelbſt als eine Schwäche in mir erkannten, und wie zeigt der Aufſatz, den die Staatszeitung zurückwies, ſo unverkennbar das Bemühen, gerade dieſe wunde Stelle in mir zu ſchonen und mich durch ehrenvolle Anerkennung zu tröſten. Was auch daraus werden möge, Ihnen bleibe ich immer für dieſe gütige Abſicht verpflichtet, und ehe ich zu dem Geſchäftstheil unſerer Mittheilung überging, mußte ich Ihnen dies erſt mit voller Anerkennung ausſprechen.

Die Antwort der Staatszeitung iſt unwahr! — Daher glaube ich, ſie hat ſchon Partei genommen, und ich erkenne ihre alte, an Anderen vielfach ausgeübte Taktik, die Sache durch Verzögerung zu entkräften. Was ſie ausſpricht, mag Grundſatz geweſen ſein; nur ward er niemals gegen den Literaten, der ſie beherrſcht und ſich die empörendſten Herausforderungen gegen die anerkannteſten Namen erlaubte, angewandt; die Redactoren aber verſtanden es allezeit mit Hilfe jeder möglichen Ausflüchte die Entgegnungen, die von allen Seiten herbeiſtrömten, zurückzuhalten und geſtatteten nur dann die

Aufnahme, wenn das Interesse an der Sache erschöpft war. Ich zweifle daher nicht, daß Aehnliches auch diesmal mir gegenüber beabsichtigt wird und wollte nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Den Artikel der Allgemeinen Zeitung werden Sie kennen; er war wie ein Steckbrief; so viele ihn lasen, so viele arretirten mich! Also nur die Zurückgezogenheit, worin ich hier lebe, sichert mich gegen die ängstlichen Berührungen; denn Sie können leicht denken, daß kein Mensch sich bereden läßt zu glauben, ich wolle trotz des einen Buches doch keine Schriftstellerin sein, und das erdrückt mich fast; denn ich kenne zu gut aus eigener Erfahrung das Mißtrauen, das diese Zunft einflößt. — Was werden wir doch einmal machen, wenn der Geist mich wieder triebe und wir was zusammen verlegen wollten?

Köln, den 14. März 1837.

Beilage zum vorstehenden Briefe:

1. Auszug aus einem Schreiben der Prinzeß W.

„Der Hofprediger Strauß und seine Frau sind auch ganz bezaubert von dem Buche, und als er mir die Idee des Buches nannte, schrieb ichs mir auf, um Sie darum

zu fragen, ob Sie ſich das dabei wirklich dachten, weil ich behaupte, es geht mit der Dichtung wie mit der Malerei, — wie oft legt man ganz andere Ideen in ein Bild, als der Maler ſie gehabt hat. Er gab zwar zu, daß man ſich bei einem Buche wohl nie ſtreng an eine Idee halten könnte, weil man im Schreiben immer noch was anbaute, was man vorher nicht bedacht hätte, wodurch auch das eigentliche Leben hineinkommt, und mir deucht, jedes Leben und Alles, was man beginnt, würde pedantiſch werden, wenn man einer Idee ſich vornähme zu folgen. Aber vielleicht eine Grundidee geht doch durch das ganze Werk.

Ihre Idee wäre alſo geweſen: die Form vornehmer Sitte darzuſtellen und zwar von zwei Seiten: wie dieſe Sitte die natürliche Form des chriſtlichen und edelſten Lebens ſei; von der andern Seite aber: daß, wenn dieſe Form einer Pflicht in den Weg tritt, wie hier der Offenheit in der Liebe, — dann durch dieſelbe wie durch eine Gottes-Strafe ein ganzes Leben zertrümmert wird; die Form hätte alſo der Pflicht nachſtehen müſſen. — Sitte in der wahren Bedeutung des Worts iſt der Ausdruck der richtigen Verhältniſſe und muß immer nur die Form dazu ſein, um das Weſen abzuſpiegeln. Die Form ſoll als ein Gebot uns erinnern, wie es innerlich in uns ſein ſollte. Wie gerade Frauen ſündigen in Bezug auf die vornehmeren Verhältniſſe.

Männer sündigen, die Form heuchelnd; Frauen, die Form höher achtend, als die Pflicht. War es nun das?“ —

2. Das Resumé meiner Antwort lautete ungefähr also:

Eine Dilettantin und eine Frau schreibt mit ihrem Charakter; er wird ihr Stütze und Schranke. Bedenken für mich, bei dem Wunsch meiner selbst im Schreiben bewußt zu werden — Furcht vor dem Niedertauchen in alle Zustände des Lebens! Viel Unglück erlebt, nie Unedles, nie Gemeines! Furcht vor Gott, es auch nur momentan in meine Phantasie aufzunehmen! — Das Leben anders erkannt, als seine Verwickelungen blos dort suchen zu müssen. — Die edelsten, besten Menschen begehen kleine Fehler, häufen kleine Verschuldungen, und das Leben gestaltet diese, ehe sie es ahnen, zu all den Verwickelungen, welche wir uns gewöhnt haben Unglück zu nennen! Diese Ansicht hat mich geleitet. — Mangel an Offenheit und Vertrauen erkannte ich für den größten und häufigsten Fehler; die jüngere Herzogin von Nottingham repräsentirte dies! In der älteren Herzogin bewahrte ich mir und meinen Geschwistern das Andenken meiner verewigten Mutter. Daß jene Fürstin ist, störte mich nicht! Diese Form ist das Bedürfniß aller edlen Menschen; ich sah nie Anderes von meinen

Eltern, von meinen Geschwistern und erfuhr erst später, daß die höheren Stände sie die übrigen nennen.“ „Vielleicht, fügte ich hinzu, findet der Herr Oberhofprediger Strauß, daß seine Ideen darinnen enthalten sind. Finden doch Andere noch so manches Andere in dem Buche.“ — So schrieb mir letzthin Jemand: es sei darum auch so ein verdienstliches Werk, weil ich unverkennbar die Absicht gehabt habe, große und sehr vortreffliche Winke über Erziehung zu geben. — Da rief ich aus: Eines paßt sich nicht für Alle; seh' ein Jeder wie er's treibe; seh' ein Jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle! Das dachten Sie wohl selbst nicht, daß Sie ein Werk über Erziehung verlegt hätten? Darin habe ich mir freilich genug gethan, daß ich die Ansicht über Schönheit der Frauen, und wie man es ihnen sagen müsse, um sie in dem Bewußtsein derselben heilig und unschuldig zu erhalten, aufgestellt habe; denn die falsche Bemühung, diese Einsicht den jungen Mädchen zu verbergen, bringt die erste Lüge in ihre Seele und läßt sie über die wichtigste Beziehung zur Außen-Welt, die sie beim ersten Auftauchen verstehen lernen, gänzlich ohne Halt, vertraut sie vielmehr ihrer und fremder Thorheit an.

XV.

(Die Verfasserin will nicht als Schriftstellerin von Profession angesehen werden. — Ihre Art zu produziren. — Anfänge neuer dichterischer Thätigkeit.)

Vielleicht haben Sie es selbst gedacht, daß mein langes Schweigen die Folge meines leidenden Zustandes sein müßte, und damit hatten Sie denn wirklich die rechte Entschuldigung für mich, denn ich habe viel und anhaltend gelitten und bis vor sechs Wochen fast nur in der Steigerung meiner Leiden gelebt!

Glauben Sie aber nicht, daß ich deshalb auch die Anerkennung und Freude für Ihren schönen Brief, den ich so lange unbeantwortet ließ, zu fühlen unfähig ward. So völlig läßt mich Gottes Güte auch in den schwersten Augenblicken, die er mir auferlegt, nicht verarmen. Obwohl dieser Brief längst in die Hände meines Bruders übergegangen ist, dem ich den schönen, uns so ganz zusagenden Inhalt nicht entziehen wollte, ist mir dieser doch gegenwärtig; Ihre Mahnung, daß ich mich dieser ganzen Erscheinung in mir willenlos hingeben und die Aufforderungen derselben als Gottes Willen ansehen soll, war ja ganz aus meiner Seele gesprochen. Er, hoffe ich, wird dann das, was ich so festhalte, vor jeder Ausartung bewahren, vorzüglich vor den Trugbildern des Dünkels, und so lange ich mich davon rein

erhalte, hoffe ich, meine Seele wird keinen Schaden leiden. Ich habe jetzt nichts als Gutes erlebt! — Sie glauben nicht, wie viel Freundliches mein Bruder in Berlin von allen Seiten erfuhr, und wie glücklich es ihn gemacht hat, daß mein Name, da er doch bekannt werden mußte, nicht darunter zu leiden hatte. Sie wissen es ja längst, daß ich ein Bischen charakterstolz bin, und können daher denken, daß es mir vorzüglich wohl thut, daß man meinem Buche allgemein einen sittlichen Werth zugesteht.

Indeß regt sich nicht der geringste Eifer in mir, wieder Etwas in die Welt zu schicken; ich bin gerade wieder so einsam und still, wie vorher, mit mir, und warte, ob es sich zeigen wird und fürchte nur das Eine: daß ich gegen mich selbst zu kritisch, zu mißtrauisch sein werde. Meine Beobachtungen haben mich nämlich gelehrt, daß nur allzu oft ein Erstlings-Werk Erwartungen rege macht, welchen kein folgendes Produkt mehr entsprach; weil der Autor, welcher durchaus nicht des Prädikats: Schriftsteller verlustig gehen wollte, den leer gewordenen Geist, blind für seinen Zustand, zu Produktionen zwang, zu denen die Kraft und der Stoff bereits nicht mehr vorhanden waren. — Daher kommt auch meine Angst, zu den Schriftstellerinnen gerechnet zu werden! Sie können denken, wie oft ich der Frage begegne, was ich jetzt schreibe ꝛc. Unaufhörlich und

Jedem antworte ich: ich bin keine Schriftſtellerin! ich habe nicht das ſprudelnde Talent, das dazu ſtets auffordert, und ich würde mich nie hinſetzen können und ſagen, ich will ein Buch ſchreiben. — Dies eine Buch habe ich ſchreiben müſſen; ob der innere Drang zur Produktion in meinem ſich neigenden Leben noch einmal erwachen wird, will ich erwarten, aber ich bin macht- und willenlos dabei, und Gott bewahre mich vor dem Dünkel, fürder produziren zu wollen, weil es mir einmal gelungen ſcheint.

Daß Sie mein Buch nun zum zweiten Male verlegen, freut mich recht herzlich, auch um Ihretwillen, da Sie die Namenloſe von Anfang an mit ſo ſicherem Takt ehrend aufgenommen haben. Die Genugthuung meines edlen, trefflichen Bruders aber, an deſſen näherer Bekanntſchaft Sie noch Freude haben werden, iſt ſo rührend, daß ich nicht ſagen kann, wie glücklich ich bin, ihm durch irgend Etwas, was ich mir zurechnen darf, dies Gefühl gegeben zu haben.

Jetzt arbeite ich, wenn es mich ruft, an einem größeren Werk, welches mit Ausnahme einer kurzen Epiſode, deren Schauplatz England iſt, in Frankreich ſpielt. Es ſoll mich wundern, was das werden wird, beſonders da meine Natur viel homogener mit England als mit Frankreich iſt. Ich werde nun erfahren, ob mein Geiſt eine gewiſſe Unabhängigkeit von individuellen Neigungen

erlangt hat. Zuweilen denke ich, auch in Godwie-Caſtle ſind ſchon Andeutungen, daß dies wohl der Fall ſein könnte, wozu ich alle Scenen mit Buckingham rechne.

Das neue Werk wird eine ſonderbare Eintheilung haben. Vielleicht werden das Intereſſanteſte davon die Begebenheiten ſein, welche die Eltern und Großeltern der eigentlich handelnden Perſonen erlebten. Dieſe ſind der Kern, um deswillen die Gegenwart, die Schale, juſt ſo und nicht anders ſich geſtalten muß. Ich erkannte nun ſehr wohl die Schwierigkeit, welche ſich für die Erzählung daraus ergibt, daß ein 60 bis 80 Jahre ſpäter lebender Referent, außer der Angabe von großen Thatſachen, auch Gefühls-Bewegungen, worin ſie ſich gründen oder welche ſich an ſie knüpfen in dialogiſcher Form mittheilen ſoll. Die Thatſachen ſind die Reſultate, der bleibende Gewinn der Zeit; die Gefühls-Nuancen der einzelnen mitwirkenden Faktoren müſſen aber als Einzelnes in der Zeit untergehen und ihre Reproduktion im Munde eines ſo viel ſpäteren Referenten, erſchien mir eben ſo unnatürlich, als es mir gerade darauf ankam. Ich habe daher vorläufig die Schale meiner Geſchichte ruhig bis zu dem Moment ausgearbeitet, wo die Beſchreibung der Vergangenheit beginnen ſoll, und dann habe ich mich an das Publikum gewendet und geſagt, was Jener nicht kann, kann ich; ich erhebe die Vergangenheit zur Gegenwart; laſſe den Leſer ſelbſt

mitleben und zeige ihm das Zellengewebe kleiner Begebenheiten, woraus ſich das der Welt aufbewahrte Reſultat ergab. —

Ich kann zuweilen eine rechte Luſt empfinden, wie ich das Alles ordnen und zwingen will, daß es geebnet, und von innerer Nothwendigkeit getrieben, ſchön gegliedert in einander greift, ein untrennbares Ganzes! Jetzt liegt es noch roh nebeneinander, aber es iſt ein Entzükken, zu denken, daß es ſich zwingen läßt und der Zwang ſelbſt ſchließlich wie die Schlacke, von der Harmonie reiner Formen abfällt.

Man muß eben immer das Beſte vor Augen haben. Man erreicht es nicht; aber ein heiliges Feuer erwärmt uns bei dem Gedanken daran, während man doch demüthig dabei bleibt, weil man ſich immer was Beſſeres denken kann, als man hervorbringt. Wenn ich früher ſterbe, als ich es vollende, werde ich verfügen, daß Sie es, doch blos als Freund mitgetheilt bekommen. Sie werden vielleicht doch ſchon die Abſicht erkennen. Wiſſen Sie, was ich mir im Ganzen zutraue? Ich werde ſchwer aus einem gewiſſen Pathos herauskommen. Schlechtigkeiten zu ſchildern, wird mir ſo ſchwer, daß es mir iſt, als erlebte ich Unglück; ich bin während deſſen völlig niedergedrückt, und finde nur Rettung vor dieſer Empfindung, indem ich mich an irgend einen Charakter wende, der von einem edleren Pathos erfüllt iſt.

womit ich mir selbst Richter, Lehrer und Beglaubiger bin, das ist mir selbst ein Räthsel. Ich weiß aber, daß es platterdings unmöglich wäre, eine einzige von mir verworfene Periode zu retten, und wenn Göthe und Schiller vom Himmel stiegen und sie sich ausbäten, und — daran bin ich gänzlich unschuldig und Aehnliches ist in meinem übrigen Wesen nicht nachzuweisen. Z. B. finde ich gar nicht, daß ich in Godwie-Castle schon Beweise gegeben hätte, daß mir französische Zustände bequem wären, gleich den englischen. Sie sehen, daß Sie mich auch nicht überzeugen! Der Grund, weshalb ich Ihnen überdies bald wieder schreiben wollte, war eine Anzeige unseres Freundes Spiecker, (der Spenersche,) daß Godwie-Castle ins Englische übersetzt wird. Das Nähere wollte er meinem Bruder noch zukommen lassen. Ich dachte, es könnte auf irgend eine Weise Ihnen wichtig sein, dies zu erfahren; es wird doch nicht Ihr Interesse gefährden? Ich kenne solche Verhältnisse gar nicht, aber ich dachte doch, Sie müßten es wissen.

Ich sage Ihnen nun ein herzliches Lebewohl, und sehr wahrscheinlich zum Letztenmal aus meiner alten Klosterzelle zu St. Pantaleon! Gott sei mir gnädig in dem wunderlichen, modernen, weiß angestrichenen Berlin!

Köln, den 20. Oktober 1837.

XVIII.

(Die Vorrede zur 2. Auflage von Godwie-Caſtle. Bedenken gegen die Anwendung der Waſſerkur. Verſchiedene Eindrücke. Was man Alles aus Godwie-Caſtle herausliest.)

Alles was ich Ihnen aber viel und herzlich Dankbares zu ſagen habe, tritt zurück, bis ich Ihnen mein lebhaftes Bedauern ausgedrückt habe, die zweite Vorrede zu Godwie-Caſtle noch nicht erwähnt zu haben.

Ich kann es mir gar nicht vergeben, da Ihnen ein Zweifel an meiner vollſtändigen Zufriedenheit einkommt und Sie eine Vertheidigung hinzufügen, die freilich noch trauriger wäre, wenn ſie nöthig wäre, mich aber auch ſo ſchon förmlich betrübt hat. Erklären kann ich es Ihnen nur, wenn ich bedenke, daß ich ſie ſchon gar nicht anders als paſſend erwartete, daß, als ich ſie las, ſie ganz dieſer Erwartung gemäß war und ſich nun ſo ſtill in mir zurecht legte, daß ich ſie nicht wieder fühlte und als ich überhaupt die zweite Auflage erwähnte, dies wie mit einbegriffen hielt. Verzeihen Sie mir, denn glauben thun ſie mir gewiß.

Wir ſagen Ihnen beide den herzlichſten Dank für die ausführlichen Mittheilungen in Bezug auf die ſehr merkwürdige Prießnitzſche Heil-Methode und deren Reſultate, aber ich zweifle, daß meine Kräfte einer ſo energiſchen Kur noch gemäß ſind, und ich ſchaudere vor dem Gedanken einer möglicher Weiſe ſehr langen Trennung von

meinem Bruder. Ich weiß sehr wohl, daß Ihnen das nicht sehr vernünftig erscheinen wird, und ich bin nicht die Letzte, dies einzusehen, da mir, wenn sich kein Mittel wirksam zeigt, nur ein langsamer, qualvoller Tod bevorsteht; aber ich wollte mein Gefühl nicht zurückhalten; die Wahrheit ist, daß ich mich zu schwach fürchte für so viel Leiden; außerdem steht mir eine lange Erfahrung zur Seite, daß ich noch immer zuletzt gethan habe, was ich mußte, wenn es mir auch schwer ward.

Entziehen Sie mir daher Ihren Antheil und Vorsorge nicht, befürchtend, sie sei an mir verschwendet. Ein müder Wanderer glaubt nur zuweilen, er könne nicht weiter; ehe er am Wege verschmachtet, erspäht er doch noch irgend ein Ziel, und sucht und findet Kräfte, es zu erreichen.

Gestern Abend war ich ein Paar Stunden in einer Gesellschaft, wo ich bei der Rückkehr selbst über die Verschiedenheit des Eindrucks erstaunen mußte, den Godwie-Castle macht.

Die Gräfinnen Bohlen und Bismark danken dafür, wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsräthin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den Nachrichten über Mazarin und

Briſtol nach, und fragt, wo ich dieſe Quellen gefunden. General Pfül erkennt es als keinen Roman an, ſondern erklärt es für Geſchichts-Tableaux, während ein Profeſſor der Geſchichte mir ſagt, er habe es ſeinen Schülern empfohlen als das charakteriſtiſchte Werk, welches den damaligen Zuſtand von England darlegt; vor Allem aber horchte ich den ehrenden Worten Alexanders von Humboldt, der mir viel zu Gutes geſagt hat, um es ſelbſt Ihnen wieder ſagen zu können; gewiß iſt es aber, daß die Pietiſten das Buch für einen den Katholiken hingeworfenen Fehdehandſchuh erklären und mir dieſe heimlich grollen.

Es erſchwert mein Erſcheinen in Geſellſchaften ſehr, daß mich Niemand ſieht, ohne des Buches zu gedenken; ich zittere davor, ehe ich eintrete, und bleibe immer in einer ängſtlichen Aufregung, da ich noch nicht gegen dieſe direkten Angriffe abgehärtet bin.

Berlin, Dezember 1837.

XIX.

(Krankheits-Philoſophie. Godwie-Caſtle wird immer mehr das Buch aller Stände und Geſellſchaftsklaſſen.)

Vier Wochen eines ſchonenden Aufenthalts haben die leidenvollen Zuſtände ermäßigt, welche mich auf der

eilftägigen Reise hierher begleiteten. Die Bewegung, womit ich die alten Räume, meine Schwester und meine Freunde, welche ich bei meiner Abreise für immer zu verlassen geglaubt hatte, wiedersah, forderten eine innere Sammlung, und alle brieflichen Mittheilungen traten dagegen in den Hintergrund. Gewiß aber ward kein wohlwollendes Wort der Art an mich verschwendet, und sehr dankbar bin ich Ihnen für die wahrhafte Güte und Theilnahme, womit Sie bei Ihren überhäuften Geschäften mir in einer so ausführlichen Mittheilung Rath zur Hilfe geben. Sie haben auch unser volles Interesse rege gemacht und mein Bruder ist lebhaft von diesem Gedanken ergriffen.*) Bei langen Leiden wird man geneigter, diese zu ertragen, als sie sprechend und beschreibend hervorzurufen. Die Verbannung aus unsern Gedanken, wozu wir sie zwingen müssen, um einigermaßen ihrer Herr zu bleiben und unsere Nähe für Andere erträglich zu machen, versetzt uns leicht in den Fehler, die neue Hilfe muthlos zurückzuweisen, weil frühere Versuche sich als unzureichend erwiesen; zuletzt gewöhnt man sich, Alles in Zweifel zu stellen. Dieser Stimmung bin ich mir bewußt und habe Mühe, ein stärkeres Pflichtgefühl zu wecken, welches befiehlt, Leben und Gesundheit zu erhalten, als

*) Es handelte sich darum, eine Krankheitsgeschichte an Prießnitz einzuschicken.

Gottes Eigenthum und zu seiner Verfügung. Wenn daher auch heute nicht, doch gewiß bei einer nahen Sendung, die ich Ihnen machen wollte, sollen Sie dann die schmerzhafte Auseinanderlegung meines Zustandes finden, und so sehr ich auch beschämt bin durch Ihren Vorschlag, dies selbst dem Arzte zukommen zu lassen, um es aus dem großen Andrang solcher Zusendungen vor dem Uebersehen zu retten, so nehme ich es doch dankbar an, und ich und mein Bruder bleiben Ihnen gern dafür Schuldner.

Die neue Sendung von Godwie-Castle ist so schön und erfreulich und ich danke Ihnen sehr für meine schönen Exemplare. Ich erlebe sehr viel Ehrenvolles und Erfreuliches, und in so fern ich am schnellsten vergesse, die Veranlassung gewesen zu sein, ist mir die Erscheinung dieses Erfolges überaus interessant und ich muß viel darüber nachdenken, wie dies gerade so zeitgemäß sein konnte. Persönlich wird mir Alles dadurch leicht gemacht, daß man mich keines Dünkels beargwohnt und richtiger, als ich es für möglich hielt, sich in diese Erscheinung hineinfindet und sie mir zugesteht, ohne mich unter die Zunft der Schriftstellerinnen zu verweisen.

Die Verbreitung des Romans durch alle Stände ist eben so auffallend, wie durch alle Gegenden. Eine Freundin, die bei dem Besuch ihrer Güter durch die entferntesten preußisch-polnischen Städte kam, fand, daß mein Buch

dort bekannt war, und wurde mir doch ſelbſt von meinem Schneider und unſerm alten Bedienten mit vieler Devotion zu dem Erfolge des Buchs gratulirt.

Geſtern aber wünſchte mich ein Buchhändler zu ſprechen, und als ich nach langem, langem Beſinnen, ob ich es wagen ſollte, ihn empfing, wünſchte er ſeine Buchhandlung, die er Neujahr eröffnet, mit einem „neuen Werke“ von mir zu eröffnen, und trotz meiner demüthigen Verſicherungen, daß er keine Schriftſtellerin vor ſich habe, glaube ich doch, er hat mich mit dem feſten Vorſatz verlaſſen, mich dafür zu halten.

Berlin, den 18. Dezember 1838.

XX.

(Betrifft die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Caſtle.)

In Betreff der Vorrede von Godwie-Caſtle kam mir bei Ihrer Anfrage ein Gedanke, den ich nicht zu beurtheilen vermag, und Ihnen, da ich keine Mißdeutung von Ihnen zu fürchten habe, zur Prüfung vorlege, mich aufrichtig für incompetent erklärend.

Sie ſagten mir, was Profeſſor Braniß ſchreibt, wäre eine Art Abhandlung über den Standpunkt deutſcher Literatur, woran ſich Godwie-Caſtle und St. Roche anſchließen.

Ich dachte ſeitdem immer mit Betrübniß daran, daß ein ſolches Geiſtesprodukt in Tagesblättern ſich verlieren ſollte; ich dachte an beſonderen Druck; merken Sie, was ich meine?

Als Vorwort, oder nein! als einen ſicheren Platz könnten wir es vor Godwie-Caſtle nehmen!

Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich meinen Gedanken nicht überſehe; Gott verhüte, daß er heimlich eitel, anmaßend ſei; ich weiß gewiß nichts davon! Viel lieber höre ich, daß er unvernünftig, unpraktiſch, und Alles, was Sie wollen, iſt. Wollen Sie das nicht, dann ſchreiben Sie wieder die dritte kleine Vorrede ſo conzentrirt, wie die beiden erſten; oder wollen Sie meine Vorrede einmal wieder prüfen, ob es jetzt an der Zeit wäre?

Berlin, den 15. Juni 1840.

XXI.

(Nochmals über die Vorrede zur 3. Auflage von Godwie-Caſtle.)

Daß Sie ſelbſt ſchon auf den Gedanken kamen über die Vorrede zur dritten Auflage von Godwie-Caſtle, freute und überraſchte mich. Sie ſcheinen, wenn ich Sie recht verſtanden habe, nur für eine theilweiſe Benutzung des Aufſatzes zu ſein, und allerdings wäre ein polemiſirender Artikel wohl nicht gut zu wagen, ohne die

neutrale, blos durch die That widerlegende Stellung des Buches selbst zu gefährden.

Dies werden Sie am besten prüfen, und ich überlasse Ihnen dies ganz.

Es mag im Ganzen ein schöner Grundsatz sein, dem Autor die Beweise über die Zahl der Exemplare der jedesmaligen Ausgaben vorzuzeigen, erlauben Sie mir aber, daß ich sie mir von Ihnen verbitte; ich denke, Sie würden bei einer Umgehung der Wahrheit noch mehr leiden als ich, und ich würde glauben, Etwas in meinem Betragen gegen Sie verschuldet zu haben, wenn Sie mir diese Beweise vorlegten.

Im August hoffen wir Sie zu sehen; mein Bruder grüßt sie herzlich. Wir bleiben Ihnen Beide mit vollkommener Hochachtung herzlich ergeben.

Berlin, den 4. Juli 1840.

Maria Nadasti.

1837.

I.

(Der Reiz einer dramatiſchen Compoſition. Ungewißheit über den Werth der Arbeit.)

Ich muß Ihnen doch mittheilen, daß es mich im Winter in Köln ſehr drängte, ein Drama zu ſchreiben. Die dem Drama nothwendige Concentration der Gedanken und Begebenheiten, ſo wie die prompte Scizzirung der Charaktere reizten mich ungemein, trotz meinem etwas langſamen, ſchwerfälligen und zur Weitläufigkeit neigenden Geiſte. Das war nun, wie ich es Ihnen wohl bezeichnet habe, ein Müſſen in mir! Obwohl mein Befinden und meine Stimmung oft dazwiſchen traten, hob es ſich doch immer ſo lange friſch in mir auf, bis die mechaniſche Operation des Niederſchreibens dazu treten konnte. Da habe ich zuſammengerechnet, wenig Zeit zu gebraucht und ein großes Vergnügen dabei empfunden. Das hätte ich Ihnen gern mitgetheilt; aber Hofrath Eſperſtädt, der Regiſſeur unſerer Bühne, ein Freund von Godwie-Caſtle, hat meinem lieben Bruder geſprächsweiſe das Geheimniß abgelockt, und er will es nun, wenn die Abſchrift beſorgt iſt, erſt ſehen, in dem Wunſche, es für die Bühne zu acquiriren.

Was soll ich da wohl thun? Immer noch denke ich, ein Bühnenstück ist es nicht! — Schatten und Licht, eclatante Momente, überraschend und mit einer gewissen Bravour zu vertheilen, ist nicht meine Gabe, und ich würde diese Richtung nicht einmal suchen, vielleicht weil meine menschliche Bewahrung mir immer höher steht, als die Kraft eine Nuance meines Geistes zu entwickeln! Wenn es Esperstädt zurück gibt, schicke ich es Ihnen. Sie werden mir dann schon sagen, was ich damit mache; denn eine Versuchung, die wieder anlockt, sind doch die kleinen gedruckten Buchstaben, die unsere Gedanken ausdrücken, und ich unterliege ihr auch und denke, ich darf wohl.

Köln, den 1. September 1837.

II.

(Beurtheilung des Dramas von Seiten der Berliner Hoftheater-Intendanz. Die Verfasserin verzichtet auf die Aufführung.)

Nachdem der hiesigen Theaterdirektion das Drama mitgetheilt war, erhielt ich, oder vielmehr der unbekannte Verfasser, durch Hofrath Esperstädt, dem allein Mitwissenden, eine sehr achtungsvolle Erwiederung, und, was mich wirklich mit Hochachtung und Rührung

erfüllte, eine ſo anſtändige, belehrende Darlegung der dramatiſchen Mängel, daß man nicht genug eine Direktion verehren kann, die mit Zuſendungen der Art, die ans Fabelhafte gränzen, überhäuft, doch Zeit zu einer ſo achtungsvollen Belehrung übrig behält.

Was konnte mir willkommener ſein, als nach dieſen milden, einleuchtenden Darlegungen das Ganze zu verändern; damit habe ich die Mußeſtunden meines Hierſeins ausgefüllt, und da es Hofrath Esperſtädt der gemachten Anforderung entſprechend findet, laſſe ich eine Abſchrift machen, die ich Ihnen dann zuſenden will.

Ich habe ämlich dem Wunſche des Herrn Hofrath Esperſtädt, es jetzt noch einmal der Direktion vorzulegen, nicht nachgegeben, und weiß dafür keinen weiteren Grund anzugeben, als eine Schüchternheit, eine Dankbarkeit für ehrenvolle Behandlung, die ich nicht weiter verſuchen will und durch dieſe Zurückgezogenheit ſtillſchweigend am beſten zu erwiedern denke. Ihnen theile ich es nun vorläufig als einem Freunde mit; wenn Sie es blos als ſolcher geleſen haben, dann prüfen Sie es weiter; Niemand kennt es hier, Niemand weiß darum; ich ſage Ihnen aber, daß ich es der Prinzeß Wilhelm (das iſt immer die Aeltere) geſtehen werde; denn ſie beſitzt zu ſehr mein Vertrauen, um ihren Fragen entgehen zu können. Legen Sie es geleſen und wohl erwogen bei ſich zurecht, und theilen Sie mir mit, was Sie

damit machen möchten. — Esperſtädt wünſcht zwar, ja er rechnet ſogar feſt darauf, Sie werden es drucken, und dann wird es Eigenthum der Bühne werden, gegen meinen Willen; aber dies legt Ihnen keinen Zwang auf; ich fordere dies nicht von Ihnen, indem ich es Ihnen mittheile; aber ſehr dankbar werde ich für Ihr Urtheil ſein, und wenn Sie für mich beſchließen und es auf ſeinen Platz bringen.

Berlin, den 18. Dezember 1837.

III.

(Kritik und Antikritik. Das Drama wird zurückgelegt.)

Jetzt haben Sie mir wirklich Unrecht gethan, aber nicht mit Ihrem intereſſanten Urtheil über Maria Nadaſti, ſondern daß Sie zweifeln, ob ich es zu ſchätzen gewußt habe.

Um in Ihnen darüber jeden Zweifel zu beſeitigen, ſchreibe ich Ihnen heute aus meinem Bette, und ſo haben Sie zugleich die Erklärung meiner verſpäteten Antwort, ohne daß ich Sie weiter mit trüben Details unterhalten will.

Ihre Beurtheilung war mir ſehr intereſſant, ebenſo in den Beziehungen, die mit meiner Ueberzeugung zuſammen fielen, als wo ſie davon abwich; aber ich hatte

vielmehr das Gefühl, daß Sie mir eine ehrende Anerkennung gewährt hätten, als daß Ihr Bedenken und Ihre Warnungen mich hätten verletzen können.

Von Anfang an habe ich Maria Nadasti als eine Probe angesehen, die ich meinen Fähigkeiten stellte; mich selbst immer neckend mit einer gewissen mir eignen pompeusen Breite, wollte ich einmal mich zu prompter, lebhafter Entwickelung nöthigen. Ich habe meine herzinnige Lust während seiner Entstehung gehabt und viel dabei gelernt, durch den schönen, wohlwollenden Tadel, mit dem es zurückgewiesen worden ist und der mich hätte entschädigen müssen, wäre mein Herz auch schon durch Beifall verzogen und auf Lob begierig worden. Gottes Güte hat aber dagegen mich bis jetzt bewahrt, und ich kann mich über das eigene Werk so ruhig berathend unterrichten, als über ein fremdes! Was mir aber das Wichtigste war und was ich Ihnen recht gern glauben möchte, das ist Ihre Versicherung, daß Sie es ganz selbstständig finden, in Nichts eine Wiederholung von Godwie-Castle verrathend. Daraus schöpfe ich viel Muth; dieselbe Farbe wird wohl Alles tragen, was ich schreibe; sie schließt aber den Reichthum der Gestaltung nicht aus, worauf das Leben uns mit seinen Erscheinungen verweist und die zu erkennen oder monoton mit einander zu verwechseln den Unterschied unter den Geistern constituirt.

Nun folge ich Ihren Kritiken leſend und ſogleich beantwortend.

Nicht ganz haben Sie Recht bei dem erſten Einwurf. Nicht dreimal wird der Erbvertrag durchgeſprochen als Daſſelbe. Das Erſtemal zwiſchen Vater und Sohn bis auf den nöthigen Punkt, und bis dahin, wo der Eine nur wußte, der Andere wiſſen mußte. Das Zweitemal iſt die Fortſetzung von dem Erſten, was jene nicht wiſſen konnten; (zwiſchen P. Julian und Nadaſti). Das Drittemal aber blos ein Reflex auf Maria's Seele, die hinter der Scene das Ganze erfuhr und die wir blos vor unſeren Augen ihren Charakter daran entwickeln ſehen.

Ueber Meinhardt habe ich Folgendes zu ſagen: „er verſchmähte nicht die liebenswürdigſte Jungfrau!“ Dazu hätte er ſie kennen müſſen, und er ſah ſie zum zweiten Mal, und wie ich meine, erſcheint ſie da blos noch ein liebenswürdiges Kind, mit den Keimen zu ihrer ſpäteren Entwickelung, und dieſe lernen nur wir in ſeiner Abweſenheit kennen. Er ſieht in ihr die abſcheuliche Betrügerei des Erzbiſchofs gelingen, der er ein widerſtandsloſes Opfer werden muß; ein Engel, fürchte ich, hätte einen Mann von Ehre nicht mit einer ſolchen Vermählung ausgeſöhnt, und der Gegenſtand behielt nicht Zeit, ihm andere Anſichten einzuflößen; er mußte ſelbſt, ohne eine andere Neigung, die faſt über-

flüſſig ſcheint, dies Verhältniß verabſcheuen; ſich aber ſo determinirt davon loszumachen, nachdem der Ehrenpunkt erfüllt war — iſt namentlich jugendlich richtig und gewiß dem Charakter eines ſtolzen Mannes entſprechend. Vollkommen Recht haben Sie aber, daß ſeine Liebe zu Clariſſe G. gar nicht motivirt iſt; aber wie freute ich mich, daran unſchuldiger zu ſein, und mit welchem Vergnügen würde ich Ihnen da meine erſte, zu lang befundene Abſchrift mittheilen. Gerade an dem Platz, den Sie bezeichnen, wo durch Sir Winfried Clariſſe G. noch einmal erwähnt werden müßte, da hatte ich ſie und eben denſelben Sir W. erwähnen laſſen, Meinhardt Gelegenheit gegeben, einige wahre Worte über die Unbeſtändigkeit der erſten Liebe zu ſagen, und nach manchen Neckereien des alten Herrn, Meinhardt durch ihre Vermählung überraſchen und beruhigen laſſen. Deſſen ungeachtet wäre die Liebe zu Lady Cureland nicht unwahrſcheinlich, wenn man die vier Jahre, die dazwiſchen liegen, feſthält.

Das Einzige, was mich überraſchte, war, daß Sie Maria Nadaſti nur ſkizzirt finden; ich dachte, ſie wäre recht vollſtändig.

Die kräftige, geſunde Empfindung ſchon als Kind (im zweiten Akt im Kloſter), die unſchuldige Neugierde auf's Leben, der feſte Verband mit Gott; dann wie ſie ſich ſchildert nach vier Jahren, wie ſie im Schmerz ſich

entwickelte, trotzend und wild, Allen eine Ueberraſchung; dann mit Nadaſti ſo übermüthig, mit der Kaiſerin ſo edel, mit dem leidenden Vater, mit Anna ſo zärtlich; — ich möchte Ihnen das Urtheil abhandeln — mir däucht, ſie iſt vollſtändig.

Was Sie außerdem fürchten, daß die öffentliche Erſcheinung nicht von günſtigem Erfolg ſein wird, weiß ich ſo gar nicht zu beurtheilen, daß ich darin ganz Ihrer Erfahrung vertraue, und ich habe dies kleine Werk mit dem ruhigſten Herzen bei Seite gelegt, und ohne allen Harm darüber mit mir abgeſchloſſen, denn es hat ſeinen Lohn dahin und ich danke ihm manche gute Stunde.

Berlin, den 18. Februar 1838.

IV.

(Das Drama wird für den genealogiſchen Kalender beſtimmt.)

Der Berliner genealogiſche Kalender iſt im vorigen Jahre ſo ſchlecht ausgefallen, daß der Kronprinz, der dieſen Kalender gerade zu haben wünſchte, ſehr erzürnt darüber war und es die Herren, die damit zu thun hatten, empfinden ließ. Daraus entſtand nun, daß einer der Herren zu mir kam und mir ſagte, der Kronprinz wünſche, ich möchte für das Jahr 1841 eine Novelle

für dieſen Kalender liefern. Dies ward denn in möglichſt ehrenvoller Form vorgetragen, womit ich Sie verſchone.

Der Gedanke, daß der Kronprinz glaubt, ich könnte ſeinen beſchützten Kalender heben, erfreute mich recht, und ich hätte wohl gewünſcht, ſogleich darauf eingehen zu können; aber doch — während meiner dankbar höflichen Antworten, ward es mir ganz klar, wie belaſtend und zerſtörend für meine Produktivität ſolche Verpflichtung, ſolcher Zwang ſein würde; ich bat daher, dies nicht von mir zu verlangen, und ſuchte meine Unfähigkeit dazu klar zu machen. Aber Sie können denken, ob man mir das glaubte, da zwei gedruckte Bücher ſcheinbar das Gegentheil verſichern. Endlich, nachdem auf die mündliche Rückſprache eine ſchriftliche folgte, fiel mir Maria Nadaſti ein, dieſe habe ich eingeſchickt, um meine Bereitwilligkeit zu zeigen, doch erſt vorgeſtern; ich bin daher noch ohne Antwort und zweifle, daß man ſich damit begnügen wird.

Berlin, den 4. Februar 1840.

V.

(Maria Nadasti wird von der Redaktion nicht angenommen.)

Maria Nadasti ist nicht angenommen worden; man hat mir das Drama auf eine sehr wohlwollende und ehrenvolle Art zurückgegeben, aus dem Grunde, weil man nichts aufnehmen will, was den katholischen Priesterstand angreift. Diese schöne und zeitgemäße Schonung habe ich recht mit voller Ueberzeugung anerkannt, und so ist es abermals der Oeffentlichkeit entzogen, und ich bin um so zufriedener damit, da ich selbst geringen Werth darauf lege und Ihr Urtheil, welches immer abmahnend bleibt, mir eine Warnung scheint, obwohl in kleineren Zirkeln, selbst von ausgezeichneten Personen, dem Drama oft großer Beifall, der mich jedoch mehr überrascht, als überzeugt, gezollt wird. Dagegen ergingen nun auf's Neue lebhafte Aufforderungen, eine Novelle zu liefern, und im Begriff, es abzuschlagen, fällt mir plötzlich ein Gegenstand ein, und wie das dann immer geht, ich fange sogleich an zu schreiben.

Nun war die Art, wie man diese Nachricht aufnahm, fast rührend für mich; man gestand mir Zeit, Umfang, genug Alles, was ich wollte, zu und deckte sich, für den Fall ich nachbliebe, durch eine andere Bestellung, die dann eintreten sollte.

Aber was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen beichte, daß ich nun während der Arbeit, und es ſind eilf Foliobogen bereits fertig, von meinem Gegenſtand ſo ergriffen werde, ihn in blauer Ferne ſo wachſen ſehe, daß mir der Gedanke, ihn zur Novelle zu verſchneiden, das Herz ganz niederſchlägt.

Was ſoll ich nun wohl machen? Es iſt mir von jener Seite ſo viel Güte gezeigt, es iſt ſo ehrenvoll für mich, die Abſicht des Kronprinzen, die mir ausgeſprochen iſt, macht es mir ſo werthvoll, und doch widerſpricht Etwas in meinem Innern, was ſtärker zu werden ſcheint, als jede andere Rückſicht, und, ſei es Ahnung, ſei es Schüchternheit oder Beides, immer habe ich es in Frage geſtellt, ob ich eine Novelle ſchreiben könnte, nie ein feſtes Verſprechen gegeben. Wie viel lieber gäbe ich es Ihnen, mit welcher Luſt und Behaglichkeit würde ich dann weiter arbeiten.

So ſchwankend der Zuſtand noch iſt, mußte ich es Ihnen doch erzählen; aber behalten Sie es für ſich; wir wollen erſt abwarten, was daraus wird.

Berlin, den 27. März 1840.

VI.

(Maria Nadasti wird für ein Taschenbuch bestimmt.)

Mir ward die Herausgabe eines Taschenbuches angetragen, unter der Freiheit, jede mir beliebige Bedingung zu machen.

Ich habe dessen ungeachtet die Sache für mich entschieden abgelehnt, aber gebeten, sie einem Literaten, für den ich mich interessire und der einen begründeten Namen hat, zu übertragen.

Die Antwort ist sehr günstig ausgefallen, doch darf ich nicht verschweigen, immer mit Rückblick auf mich!

Um ihm nun dies Geschäft zu verschaffen, habe ich ihm Maria Nadasti versprochen, da von einem Beitrag von mir die vortheilhaften Bedingungen abhängen werden.

Ich bitte Sie nun, was bei ihrer Erfahrung Ihnen nicht schwer werden kann, mir zu sagen, wie viel ein renommirter Literat, der die Herausgabe mit dem Honorar für die Beiträge übernimmt, fordern kann.

Berlin, 1. März 1844.

VII.

(Maria Nadasti erscheint unerwartet in dem Hellerschen Taschenbuche „Perlen".)

Wundern Sie sich nicht, wenn nächstens die „Perlen" von Heller in Leipzig herausgegeben, mit Maria Nadasti erscheinen. Dies Manuscript sollte einem sehr geachteten Freunde behülflich sein, und ward dem Buchhändler K. in N. übergeben, der es ohne meine Einwilligung Herrn Heller überließ. Ich habe blos, um Diesem nicht Unannehmlichkeiten zu bereiten, nachgegeben.

Berlin, den 30. Juni 1845.

VIII.

(Wie das Manuscript doch noch den Weg in die Oeffentlichkeit fand.)

In einem Ihrer letzten Briefe erinnern Sie sich in nichts der Angelegenheit mit K. in N., und doch habe ich Sie über ihn befragt.

Mir wurde durch diese Handlung der Antrag gemacht, ein Taschenbuch herauszugeben; ich lehnte es ab, und übertrug es an den Baron Sternberg.

Es sollte, wie ich hoffte, für ihn ein einträgliches Geschäft werden, und da K. nur dann das Geschäft mit

ihm abſchließen wollte, wenn ein Beitrag von mir dabei wäre, ſo entriß ich mir mit dem größten Widerſtreben meines Gefühls Maria Nadaſti, welche nie gedruckt werden ſollte; und nun ward der Contrakt abgeſchloſſen.

K. bekam noch Beiträge vom Fürſten Pückler — Fürſten Schwarzenberg — Reumont und Sternberg, deſſenungeachtet verweigerte er den Druck, und hat endlich mein und Pücklers Manuſcript an Heller überlaſſen, wovon wir erſt durch dieſen Nachricht bekamen.

Wir forderten nun direkt von Heller die Manuſcripte zurück, und ich ging bis zum gerichtlichen Proteſt.

Bei näherer Erkundigung hielt ich es meiner nicht würdig, die Angelegenheit weiter zu verfolgen; und ſo habe ich nichts mehr zu thun, als dieſe unangenehme Sache zu vergeſſen, und leider auch Maria Nadaſti; denn wenn mir ihre Publikation einfällt, ſo empfinde ich einen kleinen Stich!

Berlin, den 8. Auguſt 1845.

St. Roche.

1838.

I.

(Das Bild der Maria Thereſia wird als dichteriſcher Vorwurf ins Auge gefaßt. Die heimliche Luſt an der Ausarbeitung.)

Ihre Anregung in Bezug auf Maria Thereſia und was daraus ſich entwickeln ließe, ſoll nicht vergeblich ſein. Schon während ich den Stoff dieſes Dramas*) dazu verbrauchte, ſagte ich oft zu meinem Bruder „ich komme mir wie eine Verſchwenderin vor, daß ich dieſen reichen Gegenſtand zum Drama verwende.“

Doch halte ich weitſichtige Pläne gern von mir ab, und meine Natur weiſt ſie von ſelbſt zurück; das Nächſte und das ſchon Ergriffene fordern ihr Recht; ich kann nicht viel zugleich, wenn ich auch oft darüber wegſehen und ahnen kann, was ſich wohl einfinden wird, wenn das Vorliegende erledigt iſt.

Meine ſchriftſtelleriſchen Erfahrungen ſind ſo klein, daß ich an ihnen nur dieſelbe Wahrnehmung meiner Charakterrichtung beſtätigen konnte, deren ich mir in andern Beziehungen des Lebens bewußt ward.

---

*) Das Drama: Maria Nadaſti. Siehe die betreffende Abtheilung.

Um so weniger aber ständen mir solche Pläne zu, da Gott mich so ungewiß erhält über die Dauer meiner ganzen Existenz; also immer das Nächste, die Schätzung des Augenblicks, bildet den Werth der Zukunft; er ist das Sicherste, was uns gegeben!

Ein rechtes Geheimniß war die besondere Lust, womit ich gleich nach Empfang Ihres Briefes und der Zurücksendung des Manuscripts mehrere Tage an meinem französischen Manuscript arbeitete. Ich war wieder so allein mit mir geworden; von der heimlichen Angst vor der neuen Oeffentlichkeit erlöst, gehörte ich mir nun wieder ganz ungetheilt an, und meine Stimmung ward blos ein häusliches Stillleben, worinnen dann diese fremden Erscheinungen am Liebsten einkehren und ich am Productivsten werde.

Dessen ungeachtet ist der Erfolg nicht groß gewesen, da ich selbst zum Liegen erkrankte, und auch diese Zeilen, die ich gleich nach Empfang Ihres Briefes am Mittwoch den 14ten anfing, sind erst heute fertig, da ich zu leidend war, sie zu vollenden.

Sehr danke ich und mein Bruder Ihnen noch für Ihre gütige Verwendung bei Doktor Prießnitz. Wie muß man sich freuen, Jemanden so ruhig und klar, ohne alle verblendende Vorliebe zu finden, wie dieser Mann aus seiner kurzen determinirten Antwort hervorgeht. Alle, denen er Zusage der Genesung giebt, dürfen um

ſo feſter auf die Erfüllung hoffen, und ſo wünſche ich ſie auch Ihnen von ganzem Herzen.

Berlin, den 18. Februar 1838.

II.

(Concurrenz wegen des Verlages von St. Roche.)

Ich war auf den Punkt des Werks gekommen, den ich wegen des ganz veränderten Schauplatzes für das Ende des erſten Theils erklären mußte. Nun erweckte es die Theilnahme einiger der nächſten Freunde, welche darauf beſtanden, ich müßte mir den Verlag gewinnreicher für mich machen. Bis dahin habe ich den verſchiedenen Schritten, die geſchehen ſind, mit ziemlicher Ruhe zugeſehen, weil ich ſie unſerm Verhältniß immer noch nicht bedrohlich hielt; jetzt aber erſchreckt mich die Ankündigung von Brockhaus, Anfang Oktober nach Berlin zu kommen, und ſelbſt mit mir darüber zu unterhandeln. Nun ſehe ich, daß die Sache ernſthafter wird, und mein erſtes, daraus entſtehendes Gefühl iſt: Ihnen Alles das mitzutheilen, und mich zu der Verſicherung zu bekennen, daß wenn in dem Geſchehenen ſchon etwas Verletzendes für Sie liegt, mich ſelbſt doch kaum der Vorwurf trifft, da man mich wirklich bei meiner Unkenntniß

der Geſchäfte über Manches im Unklaren laſſen konnte. Ich habe mir jetzt die Freiheit reſervirt, es Ihnen förmlich anbieten zu dürfen, (was ich übrigens, glaube ich, ſchon längſt gethan habe, da ich mir nie denken konnte, daß ich zu einem andern Verleger Zutrauen faſſen könnte), und bitte Sie nun, mir darauf bald zu antworten, und mir gleich Ihre jetzigen Bedingungen mitzutheilen, damit ich in ihnen einen Schutz gegen anderweitige Anſprüche habe. Vorſchläge mache ich Ihnen nicht; Sie werden mir ſie ſo machen, daß andere damit zufrieden ſein können.

Wie Sie nun dies Vertrauen aufnehmen werden, überſehe ich nicht ganz. Möchten wir doch bald darüber weg ſein und zu unſern ruhigeren, die Sache ſelbſt betreffenden Mittheilungen übergehen können.

Es überraſcht mich ſo, daß ich auch dieſe Seite anerkennen ſoll; ſchon wollte ich dieſen Theil unſerer Mittheilungen meinem Bruder überlaſſen, aber dann dachte ich, daß ich Ihr Vertrauen wohl ſchon genieße, und es alſo beſſer wäre, wenn Sie von mir ſelbſt es hörten.

Berlin, den 29. September 1838.

III.

(Der Genuß an einer poetiſchen Schöpfung und ihr materieller Vortheil.)

Ich genieße jetzt den Beſitz einer ſchönen Wohnung, die viel Eigenthümliches hat durch den Anbau eines Thurmes und der Ausſicht über die Spree in den Garten des Schloſſes Monbijou, der baumreich mit Roſen und einer Pergola von wildem Wein durchaus den Eindruck eines Waldes macht, gar nicht an eine Stadt und an Berlin erinnert, und mir daher ſehr zuſagend iſt.

Nach Empfang Ihres Briefes denke ich nur daran, von Brockhaus in ehrender, ſchonender Form abzukommen, denn Sie drücken Alles ſo aus, wie ich es immer nur unter uns denken konnte, und ich wollte, Sie hätten nur gleich Ihr Gebot hinzugefügt, was ſicher ſo ſein wird, daß meine Wache haltenden Freunde zufrieden ſein könnten; dann wäre die häßliche Klauſel nicht nöthig, Brockhaus mit ſeinem Gebot abzuwarten. Das iſt all nicht meine Natur, darum ſagen die Andern, ich ſoll mich nicht drein miſchen. Es iſt mir überhaupt ſo ſonderbar, daß ich mir für mein ſtilles, heimliches Glück ſoll bezahlen laſſen; ich bin dafür ſo dankbar freilich gegen Gott, der es mir gab, daß ich den pecuniairen Vortheil nicht recht oder richtig auffaſſe. Denn ich habe allerdings kein Vermögen, aber mit einer feinen Be-

ſchränkung glaubte ich immer genug zu haben, und beſaß eine beſondere Disciplin, Wünſche zu beſeitigen, die in dieſe Form nicht paſſen wollten.

Jetzt ſagt man mir, mein armes mürbes Leben ſei vielleicht nur durch außerordentliche Mittel zu erhalten, und ich ſoll in dieſer Gabe Gottes zugleich ſeinen Willen erkennen, mir dieſe zu verſchaffen, da ich ſelten geneigt bin, meine allzu generöſen Geſchwiſter für mich einſchreiten zu laſſen.

Der Anſicht will ich nicht entgegen treten, und da ich nicht den kränklichen Stolz in mir will aufkommen laſſen, alle Geldangelegenheiten von mir zurück zu weiſen, ſo zwinge ich mich zu einer mäßigen Theilnahme und tröſte mich mit der Einſicht der erfahrenen Perſonen, daß Ihr liebenswürdiges und achtbares Bezeigen in nichts gekränkt werden ſoll.

Berlin, den 22. Oktober 1838.

Adreſſe: Weidendamm Nr. 5. Seit ich hier wohne, ſagt mir mein Wirth, nennen die Nachbaren das Haus — Godwie-Caſtle.

IV.

(Erwägungen hinsichtlich des Titels. Abneigung gegen Intriguen- und Tendenz-Romane. Der Roman soll die innere Wahrheit der menschlichen Natur darstellen. Ein Urtheil A. v. Humboldt's.)

Aber der Titel meines neuen Werkes? — Das müssen wir wohl bedenken; ich dachte, da es der Punkt ist, von dem aus die Fäden in die Weite schießen, müßten wir es St. Roche nennen. Aber was nun weiter! —

Hier bestürmt mich alles über die Nothwendigkeit, hinzuzufügen: von der Verfasserin von Godwie-Castle. Es ist mir, als ob ich damit ein Blech vor der Stirn tragen würde; aber Spiecker sagt geradezu, es wäre eine Ungerechtigkeit gegen Sie, ein Schade, den ich Ihnen zufügte, wenn ich mich dessen weigerte. Dies würde mich bestimmen. Verkennen Sie mich nicht; halten Sie mich nicht für prüde oder affektirt; ich bin bloß still erzogen, und das wird man nie wieder los. Ich weiß wohl, ich bin bekannt genug geworden, aber nun reiße ich damit aufs Neue die kleine Schutzmauer ein, die die Zeit gezogen.

Sein Sie nicht böse, daß ich hier laut denke; ich brauchte Ihnen das nicht zu sagen, es ist Ihnen vielleicht empfindlich, und ich will nichts thun, was Ihren Vortheil hindert, daher sollte ich es Ihnen auch nicht schwer machen durch diese Eingeständnisse; Sie haben mich

aber schon durch Ihre Güte verwöhnt, also sein Sie nur des Einen gewiß, daß ich einwillige, wenn Sie es für vortheilhafter halten.

Aber die Bändezahl! Wie soll ich Ihnen das schon bestimmen? Ich glaube gewiß, es werden drei Bände, aber ich schreibe noch an dem zweiten; kann ich es wohl schon so sicher übersehen, drei Theile zu versprechen? Sie wissen, wie ich arbeite. Der Plan ist ein kleiner Knaul, der aufgewickelt in meinem Kopf liegt; wenn ich mich niedersetze zum Schreiben, wickle ich den Faden langsam ab. Wie weit er ausreicht, findet sich nirgends verzeichnet; aber um keinen Preis kann ich ihn nach Belieben ziehen, daß er länger, freilich auch dünner wird; ich bin dazu zu stolz und zu ehrlich und lasse ihm ungekränkt seine Natur.

Doch strömt im zweiten Theil Vieles auf mich ein; ich fühle es wohl, es muß noch viel Vorrath sein; ich glaube, ich reiche nicht mit zwei Theilen; aber mit dieser Ueberzeugung, fürchte ich, können Sie nichts anfangen.

Rathen Sie mir darüber; Sie haben wohl die Erfahrung für so Etwas. Wenn ich nur so leidlich gesund bliebe, wie jetzt, könnte ich den Winter über bis Ostern wohl den zweiten Theil liefern, aber wer weiß, was Gott bestimmt hat; es wird mir jetzt so besonders leicht, wie gern möchte ich ein Weilchen ungestört fortarbeiten können.

Wie liebenswürdig ist es von Ihnen, mich immer wieder zu neuen Produktionen anzuregen. Es richtet doch meine Gedanken darauf und ist gewiß nicht ohne Erfolg, obwohl ich vor Allem Ruhe in mir erhalten will. Es würde mich auch selbst in meine Ergebung in Gottes Willen stören, wollte ich so weit in die Zukunft hinein mich meiner Kräfte sicher halten; es thut so viel wohler, das Nächste mit allen Kräften zu ergreifen und zu erwarten, wie daraus die Zukunft sich gestaltet.

Außerdem glaube ich nicht sehr an mein Erfindungsvermögen. Ich schäme mich vor Intriguen; darum nimmt meine Phantasie nicht leicht diese Richtung, und so ist immer Alles zu offen oder einfach, was ich componire, und gegen Romane, die irgend ein Prinzip aufstellen, es personifiziren, — oder gegen die moralischen Romane, die in ewiger Absicht schmachten, und uns die Laune durch ihre ewigen Belehrungen verderben, habe ich eine gründliche Abneigung. Eine Composition wird der Wirkung nicht entbehren, wenn sie eine innere Wahrheit enthält, die die menschliche Natur in ihren möglichen Progressionen darstellt, und der Schriftsteller hat für sein Publikum nichts zu thun, als in sich selbst ein edles Bedürfniß zu befestigen; was davon hervortritt, wird nicht durch Absichtlichkeit beleidigen.

Gott gebe nur, daß Ihr Vertrauen zu der neuen

Production nicht getäuſcht wird. Vielleicht, wenn Sie kommen, haben Sie Zeit einen Blick hinein zu thun. Selbſt habe ich kein Urtheil, und lobt es wer, ſo denke ich: es iſt, weil die Perſon mich lieb hat, und vertraue ihm nicht. Nur das Eine weiß ich, daß es ernſt, ruhig und ohne alle Nebengedanken aus ſeiner eigenen Nothwendigkeit hervorgeht; ſo fühle ich wenigſtens die Ruhe eines guten Gewiſſens und ſehe ſeinem Schickſal in der Welt gleichmüthig entgegen.

Stellen Sie ſich auch ſo dazu, und vergeſſen Sie nicht Alexander von Humboldt, der mit ſeiner ausreichenden Erfahrung mich zwar zum Weiterſchreiben aufforderte, aber lächelnd hinzufügte: „natürlich wird das Zweite nicht ſo gut ſein, als das Erſte, darauf müſſen Sie gefaßt ſein, und das wird der Sache nicht ſchaden.“

Berlin, den 29. November 1838.

V.

(Ergebung in Gottes Willen als die Bedingung innerer Ruhe und Genüge. Selbſtkritik. St. Roche ſoll kein hiſtoriſcher Roman ſein.)

Ich habe länger und ſchmerzlicher als gewöhnlich leiden müſſen: in den letzten Tagen fühlte ich mich aber

erleichterter und nur die Lethargie, die sich öfters als Uebergang zur Genesung einstellt, hielt mich noch immer vom Briefschreiben zurück. Da kamen denn diesen Morgen Ihre freundlichen Worte, und regten mich angenehm an, die Verschuldung des längeren Schweigens gegen Sie aufzuheben.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren freundlichen Wunsch zum neuen Jahr! Eben so theilnehmend erwiedere ich ihn; möge Ihnen der Himmel Alles zum Segen gereichen lassen; auch was uns mißglückt, oder uns Schmerzen auferlegt, kann doch diesen Gewinn in sich schließen und die Zustände ausgleichen, die nach Außen mangelhaft erscheinen. Darauf hoffe auch ich; für meinen körperlichen Zustand freilich habe ich nur wenig Hoffnung, aber dagegen eine innere Zusage, die besser als Hoffnung tragen hilft, da sie in der Ueberzeugung wurzelt, daß Gott in unserm Geiste eine schöne, beseligende Kraft wecken kann, die recht Schweres zu einer freudigen Arbeit umwandelt, so daß nur noch das Verlangen übrig bleibt, es möge so nach Gottes Willen sein. Eine solche Ueberzeugung muß dann sehr erquikkend werden und ist die Gerechtigkeit, an die ich so fest glaube und die nur verdeckt liegt, wenn wir nicht nachfragen, was Gott im Innern gewährt. Glauben Sie nicht, ich dächte schon dahin gelangt zu sein; ich fühle nur, wie ein inneres Versprechen, daß Etwas mir

davon zu Theil werden wird, wenn die große Leidenszeit naht und darum bin ich im Ganzen furchtlos.

Vor Weihnachten hatte meine Arbeit einen raſchen Fortgang; bleibe ich ſo bei Kräften im Geiſte und treten die körperlichen Leiden nicht dichter an einander, kann ich Ihnen zu Oſtern den zweiten Theil verſprechen.

Sollte es Ihnen aber lieb ſein, jetzt ſchon den erſten Theil zu haben, ſo dürfen Sie es nur ſagen; da er fertig daliegt, iſt er ja gewiſſermaßen nicht mehr mein Eigenthum. Das Entſtehen des zweiten Theils führt mich in die Welt, für die ich manche intereſſante Studien machte. Ich habe in Berlin eine geiſtige Autorität, die mir am Höchſten ſteht, das iſt der blinde Doktor Müller; Wilhelm von Humboldt ſagte: er iſt mir die bedeutendſte Erſcheinung der neueren Zeit! Dies mag Ihnen ein Zeugniß geben für ihn. — Er hatte die große Güte, mein Manuſcript bis zur Mitte des zweiten Theils zu hören, und machte mich erſt aufmerkſam auf die große Verſchiedenheit der Perſonen, Situationen und nöthigen Schilderungen; da dies aber eine ungeſuchte Forderung des Planes iſt, hat er es als einen Vorzug bezeichnet. Der erſte Theil iſt milde, ſtößt auf vorrüber gegangenes Unrecht, leitet auf ſanften Wegen neues Unrecht ein. Der zweite dagegen führt in die Werkſtatt ſelbſt, iſt eng mit den Zuſtänden der Zeit verbunden, welche zugleich die Blüthezeit der franzöſiſchen

Epoche unter Ludwig dem XIV. nach dem Aachener Frieden umſchließt. Dieſe merkwürdige Epoche iſt immer nur von der frivolſten Seite, die allerdings hervorſtechend genug iſt, in allen Romanen, die ſich darinnen bewegen, aufgefaßt worden. Sie widerſtand mir von Grund aus; ich habe manches Andere, Verſöhnende entdeckt, wenn gleich die Wahrheit nöthigt, auch jene Dinge, und mehr noch den Zuſtand der Zeit, woraus dieſe Zuſtände hervorwuchſen, berühren zu müſſen. Auch hier aber dient mir die Zeit blos als Hintergrund, als Farbe des Ganzen; ein geſchichtlicher Roman iſt es nicht, wenn man hierfür nicht ſchon die beſtimmte Annahme der Zeit ausreichend finden will.

Berlin, den 6. Januar 1839.

VI.

(Abneigung gegen eine ſtiliſtiſche Ueberarbeitung des Werkes. Vertheidigung der Eigenthümlichkeiten des Stils und namentlich der maleriſchen Bezeichnungen.)

Haben Sie vielen Dank für Ihre geſtrige Zuſchrift; Sie ſind immer die erſte Kritik, und ich freue mich, daß ſie günſtig iſt.

Dagegen iſt mir nicht lieb, daß Sie dies ſorgfältig geprüfte Manuſcript abermals einer Korrektur unter-

werfen wollen, und die Versicherung der Nothwendigkeit ist mir so räthselhaft, daß ich Sie fragen möchte, ob dies wirklich Ihre Ueberzeugung ist, und daß ich etwas zweifelhaft gegen die Autorität werden möchte, die dies erklärt, wenn ich denke, daß Breslau von Berlin doch nicht so fern liegt, um eine Sprachverschiedenheit möglich zu machen, und dies Manuscript hier einem der ersten Gelehrten erst vorgelesen, dann von ihm und seinem Sekretair sorgfältig geprüft worden und dieser Gelehrte den großen Preis bei der Universität für ein lateinisches und ein deutsches Werk gewann. Allerdings war seine Meinung, daß mein Stil eine abweichende Eigenthümlichkeit habe, aber er wollte diese gerade um keinen Preis angegriffen wissen, da sie, unabsichtlich, durchaus nicht den Vorwurf affektirter Originalität auf sich ziehen könne, sondern bei einem ruhigen und sorgfältigen Lesen immer den Beweis einer tief aus dem Gedanken selbst hervorgehenden Nothwendigkeit lieferte. Da ich mir im selben Maße das Zeugniß dieser Unbefangenheit geben konnte und in einzelnen Fällen, die zur Berathung kamen, die Nothwendigkeit des Einen oder Anderen genügend beweisen konnte, müssen Sie billig meine Abneigung begreifen können, mein unter diesen Umständen prätentionslos und doch nothwendig so entstandenes Werk einem Fremden anzuvertrauen, der vielleicht nach zu allgemeinen Grundsätzen eine solche Umformung

beabsichtigte, ohne gerade die vorerwähnte Eigenthümlichkeit zu erkennen oder zu respektiren.

Die Korrektur von Godwie-Castle, — wenn man sie so nennen kann, da ich bei Vergleichung des Manuscripts mit dem gedruckten Werk kaum den Nachweis derselben zu führen wüßte, — mußte ich allerdings bei dem Geheimniß, was darüber waltete, genehmigen; es würde mir dieses Zugeständniß diesmal aber viel schwerer werden, da ich keine Sorgfalt unterlassen habe und eine Autorität für mich habe, die mir allerdings ausreichender sein muß, als die eines Fremden. Sie können daher denken, daß ich bei dieser Ueberzeugung und dem Wunsch, auch die Ihrige zu achten und zu berücksichtigen, mich verlegen fühle und, indem ich mein geringes Selbstgefühl nur durch das Zeugniß meines ernsten, forschenden Niederschreibens gestützt fühle, mein Werk vertheidige als ein fremdes auf meinen Schutz angewiesenes Dasein.

Könnten Sie mir eine Korrektur zuweisen, die blos noch einmal die bereits so sorgfältig geprüften Sprachverhältnisse und die Orthographie nachsähe, so würde ich *diese* Korrektur gern genehmigen, da ein Manuscript in dieser Beziehung, wie mir die Schriftsteller, die ich kenne, versichern, nicht oft genug geprüft werden kann.

Auf das Bestimmteste müßte ich dagegen ablehnen, einem mir Fremden, dessen Bildungsstandpunkt ich nicht kenne, ein Recht über das zuzugestehen, was Sie in

Ihrer geehrten Mittheilung mit „Unebenheiten des Stils“ und „ungeeigneten Wörtern“ bezeichnen.

Letztere sind in Wahrheit das Mark der kleinen Schöpfung und möchten bei sorgfältiger Prüfung wohl gerade so viel Achtung verdienen, als dem Werke selbst zuzugestehen ist. Wehe dem Schriftsteller, welcher so ohne Stille und Sammlung schreibt, daß er das malende Wort nicht aus dem großen Vorrath mit dem vollsten Anspruch auf seinen Platz hervortreten läßt; ein Wort hat seine Berechtigung in nichts Anderem zu suchen, als in der klaren Darlegung dessen, was der Schriftsteller hat geben wollen; hierüber kann allein der Schriftsteller Richter sein, die Andern müssen empfangen, was er auf diesem Wege geben will und sich hineinfinden, und der Tadel oder das Lob, welches dem Schriftsteller dadurch zufällt, ist sein Schicksal, und er muß den Muth haben, sich zu sagen: das soll mein Schicksal sein! Unsere großen Autoritäten dachten ebenso verehrend gegen die malerische Wirkung des Wortes und gestanden jedem Ausdrucke sein Recht zu, wie Göthe namentlich den Gebrauch französischer Wörter vertheidigt und sie selbst gebraucht, wo sie ihm geeignet scheinen, den beabsichtigten Gedanken damit aus seinem Schacht hervorzurufen, und selbst Worte zusammensetzt, schafft und durch ihre Wirksamkeit sanktionirt. Ich würde mich ungern auf *solche* Autoritäten berufen, könnte nicht die

kleinſte Produktion mit der größten doch immer die Aehnlichkeit einer gleich reinen, hingebenden inneren Beſtrebung haben.

Offen haben Sie hier meine Meinung erfahren, voll Vertrauen auf Ihre mir bekannte gebildete Geſinnung.

Berlin, den 2. Juli 1839.

VII.

(Verſtändigung über die Art der vorzunehmenden Korrektur.)

Ich fange dieſe Zeilen mit der Nachricht an, daß meine Geſundheit meinem Fleiße in der letzten Zeit kein Hinderniß mehr war und ich daher bis zur Mitte des dritten Theiles glaube vorgerückt zu ſein. Da ich früher nie von Ihnen die Wichtigkeit ſeiner Beendigung oder die Zeit der Herausgabe des Werkes erwähnen hörte, wußte ich auch nicht, daß eine ſpätere Beendigung Ihnen Nachtheil bringen könnte.

Ich wünſche nun, daß mein guter Wille von meiner Geſundheit unterſtützt werden möge, wofür ich allerdings nicht einſtehen kann.

Aus den Bemerkungen, mit denen ich aus dem beifolgenden Blatte die Ihrigen verſehen habe, werden Sie erkennen, in welchen Beziehungen unſere Meinungen von einander abweichen oder übereinſtimmen.

Da wir gemeinſchaftlich mit dieſen Durchſichten die Erfüllung einer Pflicht gegen das Werk beabſichtigen, das wir dem Publikum übergeben wollen, weiß ich keine beſſere Auskunft für meine dabei nöthige Mitwirkung zu finden, als daß Sie die Korrektur des erſten Theils bis zur Hälfte nach Ihrer Ueberzeugung beſorgen laſſen, ihn mir dann — ſelbſt mit der Reitpoſt, wenn Sie wollen — zuſchicken und ich Ihnen die Durchſicht umgehend zurückſende; während die zweite Hälfte in Arbeit iſt, erhalten Sie dann die erſte zurück, bis das Ganze beendigt iſt.

Berlin, den 9. Juli 1839.

VIII.

(Schriftſteller-Freuden. Das Bedürfniß des Lobes. Die glänzende Aufnahme des neuen Romans.)

Der Wunſch, Ihren lieben ehrenvollen Brief, den ich geſtern Abend empfing, recht bald zu beantworten, läßt mich den Verſuch wagen, Ihnen heut ſchon zu antworten, obwol meine Geſundheit mir erſt wenige Stunden erlaubt, aus dem Bett zu bleiben, und die Schwäche, die mir blieb, mich nach vielen Leiden noch ſchmerzlich niederdrückt.

Ihr Brief war aber auch geſchaffen, um ein friſches freudiges Gefühl zu erwecken, und ich danke Ihnen herz-

lich dafür, wie für das schöne Andenken, das Sie hinzugefügt haben. Beides rechne ich zu dem Erfreulichsten, was mir in dieser Zeit geschehen ist; gewiß hörte ich keinen wärmeren und geistvolleren Ausdruck des Antheils, und nur die Schüchternheit meinem Werke gegenüber kann mich zurückhalten, Ihnen das ganz so lebhaft auszusprechen, als ich es empfinde.

Ich hoffe nicht eigentlich ehrgeizig oder lobbegierig zu sein, aber es liegt in der Sache, daß man ein gewisses Maß von Lob bedarf, um Glauben zu fassen an die eigene Schöpfung. Dies ist wenigstens bei mir der Fall, bei sonst großer Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit während des Schaffens. Da sind mir gelegentliche Lobesspenden wohl erfreulich und ermunternd, ohne, so wenig wie der Tadel einen Einfluß auf den Gang der Arbeit zu gewinnen, die wie eine von mir unlenkbare Naturnothwendigkeit hervortritt, an deren Schicksal ich mit keinem Gedanken haften kann. Ist dies aber nun beendigt, dann sehe ich stumm, blöde und verwundert dem Ganzen nach und weiß nichts von ihm, und dann thun mir Menschen Noth, die mit dem Finger hier und dahin weisen und sagen: das steht drinn; daran hab' Freude, das macht Dir Ehre! — und dann kömmt mir Freude, eine recht reine, unschuldige Freude, die immer der Ueberraschung gleicht und mir darum auch nach Gottes unendlicher Güte und Fürsorge den Ehrgeiz abhält.

So bin ich denn auch Ihren Fingerzeigen freudig gefolgt, und Alles ward mir so lebhaft bezeichnet, ein neuer Besitz, — wie werden Sie nun das Ende finden?

Die Aufnahme im Publikum scheint mir außerordentlich günstig; wie Sie es aufgenommen wünschen, das erschütterte mich ordentlich; gewiß bildet sich ein kleiner ehrenvoller Kreis, ja es läßt sich schon mehr sagen: die Theilnahme ist sehr, sehr allgemein, der Impuls ist gegeben, er reißt die Kalten und Zweifelhaften nach.

Es schien mir oft eine trübe, dann wieder eine wohlthätige Fügung, daß mich das Krankenzimmer gegen jeden Andrang einhüllte, aber zahllose Briefe fanden den Weg und kein Tag verging ohne eine Freude. Die Buchhändler haben viel von dem Absatz gefabelt; so etwas muß ich aber erst von Ihnen bestätigen hören.

Unser König wollte es gleich besitzen, und es war wirklich nicht mehr zu haben; er mußte bis zum andern Tage warten; jetzt wird ihm alle Abend darin vorgelesen; der Kronprinz hat es verschlossen bis zu seiner Rückkehr; er ist zur Jagd. Meine liebe Prinzeß liest es in ihren stillen Bergen. Alexander von Humboldt schrieb mir einen herrlichen Brief; die historische Auffassung hatte ihn sehr überrascht.

Dieser Brief lag den dritten Tag; ich fühle eine oft sterbende Abspannung; heute will ich ihn, so unvollkommen er sein mag, absenden, denn vielleicht erkennen Sie

doch meine Geſinnung, meinen Wunſch Ihnen zu danken, meine Anerkennung Ihres geiſtvollen Urtheils daraus, und das mag ich nicht länger verſchoben wiſſen; alſo ſein Sie nachſichtig!

Nicht wahr, Kritiken ſammeln Sie für mich? Und nicht bloß die guten; ich bin durchaus nicht bloß auf Lob eingerichtet; ein Tadel, der nicht böswillig iſt, erfriſcht, und ich habe Freude an Belehrung und bin ſelbſtſtändig genug, abzuweiſen, was ich nicht glaube gebrauchen zu können.

Berlin, den 1. Dezember 1839.

IX.

(Die Subſtanz des Charakters ſoll ſich in jeder Handlung, in jedem Werke eines Individuums ausſprechen. Es iſt die höchſte Genugthuung, wenn Dritte dieſen Ausdruck finden und nachweiſen. Ein Urtheil A. v. Humboldts über St. Roche. Bemerkung über „Edward in Rom." Der Welt- und Menſchenhaß iſt eine Schwäche des Individuums; die Kunſt ſoll ſich nicht dazu hergeben, ſie zu rechtfertigen.)

Es hat mir Niemand Geiſtreicheres und Schöneres, etwas tiefer Gefühltes geſagt, als Sie in Ihren beiden werthvollen Briefen über St. Roche.

Wenn Sie wünſchen dem Publikum den Antheil des Königs und Alexanders von Humboldt mittheilen zu können, ſo möchte ich Ihre beiden Briefe als Kritik

über St. Roche veröffentlichen können, und weiß, daß ſie den günſtigſten Eindruck für das Werk, für mich und für den Schreiber machen müßten. Daher noch einmal für Ihre beiden Briefe den herzlichſten Dank; und wenn ich ſie auch nicht dem großen Publikum mittheilen kann, werden ſie mir doch ein werthvolles Dokument über St. Roche bleiben und in dem kleineren Kreiſe meiner Freunde einen anerkennenden Antheil finden.

Nicht minder wohlthuend war mir die ſchöne, gehaltvolle Kritik aus der Schleſiſchen Zeitung. Sie trägt den Charakter ernſter Gediegenheit, welcher eine ſo warme, gefühlvolle Auffaſſung abgewonnen zu haben, eine unbeſchreiblich ſüße Genugthuung iſt. Beſonders ward ich erſchüttert von der Anweiſung des Standpunktes, auf den dieſe Kritik mich zugleich mit dem Werke erhebt. Man faßt in der Stille eine Anſicht und entwickelt ſie nach und nach in allen Richtungen, das ganze Leben zuletzt daran prüfend und uns mit ihm danach verſtändigend.

Da dieſe Erkenntniß uns der göttlichen Wahrheit näher zu führen ſcheint, fordern wir von uns ein gleichmäßiges Bekenntniß derſelben; in unſern Handlungen, in unſern Gedanken, ausgeſprochen oder nicht; in den fernſten und nächſten Anſchauungen, in dem Größten oder Kleinſten ſoll die Erkenntniß liegen, der wir durch ein treues Ringen nach Wahrheit uns zu nähern

ſtreben. — Wir zweifeln aber, ob wir und unſere Werke und Handlungen der klar ausgeſprochne Ausdruck dieſer Erkenntniß ſind, weil wir vor Gott ſo klein bleiben und uns immer noch ein höheres Ziel vorſchwebt, als wir erreichten.

Wenn uns dann von einer Autorität, deren Uebergewicht wir erkennen, gerade der Standpunkt angewieſen wird, den wir zu erreichen trachteten, ſo tritt dann der Augenblick freudiger Erſchütterung ein, den ich durch jene Kritik empfing.

Wenn Sie den Verfaſſer kennen; giebt es dann kein Mittel, ihm meinen Dank, meine Verehrung auszudrükken, ohne unbeſcheiden, oder zudringlich zu erſcheinen?

Vor einigen Tagen bekam ich wieder einen Brief von Alexander v. Humboldt, da ich noch immer Niemand empfangen darf.

Humboldt kam aus Potsdam vom Könige, wo er vier Tage mit ihm war, und alle Abende ward in St. Roche geleſen. Der König beweiſt eine große Theilnahme, und es wird gut vorgeleſen. Ihrem freundſchaftlichen Intereſſe wage ich einige Worte des Herrn von H. nachſchreibend zu übergeben; ſie waren nämlich bis zum Abende bei Madame Henriette gekommen.

Er ſchreibt:

„Ihr hiſtoriſches Werk über die Entwickelung der geiſtigen Uebermacht Frankreichs iſt ſehr geiſtvoll

und gelungen und von großer Meisterschaft des Ausdrucks. — Sie haben die größten aller Wagstücke begangen, den großen Hierarch und Madam de Sevignée redend einzuführen; aber man hat es Ihnen gern verziehen, so geistreich und sinnig sind die Charaktere gehalten, so voll Farbenreiz und sittlicher Anmuth."

Er fährt dann fort, Stellen anzuführen, die besonders gefallen haben; im ersten Theile die Scene zwischen Elmerice und Gräfin d'Aubaine, — die Naturgemälde in Styrlings-Bay, — die Stellen erster Theil Seite 224—255.

Außerdem vergeht kein Tag, wo ich nicht die allerschmeichelhaftesten Beweise eines durch alle Stände gehenden Antheils bekomme, der, wenn ich aufrichtig sein soll, sehr enthusiastisch aussieht; gewiß ist es aber, daß das Buch die Losung aller Gespräche ist, daß nach Berliner Art die muthwilligsten Späße über den Eifer, es zu lesen, die Schwierigkeit, es zu erhalten, und den Enthusiasmus der Lesenden ꝛc. in Umlauf gebracht werden. Sie glauben nicht, wie sonderbar mir oft zu Muthe ist, wenn ich dem Allen zugehört und mir mit Eins einfällt, daß ich das veranlaßt habe. Dabei scheidet mich meine kaum merkliche Genesung noch von der Mehrzahl meiner Freunde und Bekannten, und vorläufig stürmt das Meiste auf meinen Bruder ein.

„Edward in Rom“*) habe ich noch nicht beendigen können, da ich anfange Briefe zu beantworten, die in großer Menge eingegangen ſind, noch immer viel zu Bett liegen muß und meine Abſpannung mich eigentlich wenig geeignet macht, eine Lektüre, die Nachdenken erfordert, aufzunehmen.

Es iſt, ſcheint mir, ein ſchwerer, zerfallener Seelenzuſtand in Edward dargelegt, an dem die Wunder der Liebe und Roms machtlos vorübergehen; während er ſie alle nennt, ſcheint er doch außer ihrem Einfluſſe, unbefruchtet von ihrem Reichthum, ein referirender Schatten zu bleiben, und jemehr er uns damit vertraut macht und mit neuer großartiger welthiſtoriſcher Anſicht dieſe großen Reſte der alten Götterwelt vor uns belebt, die Nothwendigkeit ihres Daſeins begreiflich macht, ihre Bezüge nachweiſt und ſie in einem Verhältniß zum Chriſtenthum darſtellt, das aus durchaus katholiſcher Auffaſſung entſpringt, alſo welthiſtoriſche Stufen religiöſer Entwickelung rückwärts aufdeckt; bleibt er ſelbſt doch trocken. — Indeß bin ich erſt bei dem entſetzlichen Worte Edwards zur Gräfin: Du haſt ihn vergiftet!

Deren Charakter iſt ein unverſöhnbarer Mißlaut — fürchte ich; ihre kalte Ruhe zu genießen, und die

*) Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. (Von Karl Mayer.) 2 Bändchen. 1840.

Gaben der Natur und Kunſt genießen zu wollen, erzürnet mächtig gegen ſie; man möchte ihre Adern ritzen, um zu erfahren, ob ſie Blut habe, oder ſie für eine Form halten, welche Menſchheit heuchelt. Ich werfe hier flüchtig hin, aber halten Sie mich nicht dabei feſt; ich empfange jetzt nur Eindrücke, es ſind keine Gedanken, und nach der ſchrecklichen Entdeckung der Gräfin hörte ich geſtern Abend auf zu leſen; vielleicht ſammelt ſich Edward bei dieſem Ereigniß und es läßt ihn Mark und Selbſtſtändigkeit gewinnen. Doch iſt es vielleicht gar nicht die Abſicht Charakterbilder zu geben; vielleicht iſt die welthiſtoriſche Ueberſicht Roms die Idee, und dieſe wäre mir allerdings ſehr anſprechend erſchienen, wenn gleich wohl, wie ich unvollkommen ahne, mit der Schelling'ſchen Anſicht der Mythologie zuſammenfallend. Darf ich nicht den Namen des Autors erfahren? Indem ich nun ein paar Worte über dies Buch geſagt, bin ich faſt betrübt, daß ſie nicht durchaus lobend ſind, da Sie ſo viel Werth darauf legen; aber ich will noch hinzufügen, daß Sie mich auch deshalb für recht incompetent halten müſſen, weil es an ſich gar nicht mein Genre iſt. Anfeindungen der Welt, der Menſchen, der Verhältniſſe erzürnen mich immer zuerſt gegen das Individuum; ich ſetze immer Kraftloſigkeit des Herzens oder des Geiſtes voraus und verwerfe alle Mittel, die die Phantaſie an die Hand giebt, ſo etwas einzuhüllen, und

als eine Wahrheit zu vertreten, die mehr wäre, als ein individuelles Bedürfniß.

Fehlen, sündigen sogar — das kommt auf die große Rechnung göttlicher Erbarmung, an der wir alle unsern Antheil haben; aber absichtlich, scheußlich, ruhig sündigen, wie die Gräfin, und sich damit erst dem Leben geweiht halten — Gott verhüte, daß es existirt, und wenn? — dann sollten wir es nicht als zweifelhaft in der Auffassung lassen!*)

Berlin, den 12. Dezember 1839.

*) Unter demselben Datum schrieb Steffens an den Verleger: „Edward in Rom ist eine sehr merkwürdige Schrift. Ruinen der „Geschichte und Ruinen der Sittlichkeit so titanenmäßig neben „einander zu stellen, auf einander zu beziehen, daß die Seufzer „des Gemüths aus den innerlich bewegten Katakomben ertönen, und „das zerrüttete Rom sein Angstgeschrei in den zerrissenen Gemüthern „erkennt, ist eine Weltheroide aus der engen Familie, in den Weltsturm „versetzt! Ein so unermeßlich kühner Gedanke verdient Bewunderung; „daß er völlig gelingen sollte, war nicht zu erwarten. Aber selbst „der Versuch ist groß. Es ist ein merkwürdiger Geist, der nach „Selbstverständigung ringend, in einem noch nicht beendigten Kampf „begriffen ist.

„In den höchst merkwürdigen und tiefen Aeußerungen über die „geschichtlichen Stufen der Kunst glaube ich Fragmente der Ideen „eines anderen, in sich gefaßteren Geistes zu erkennen. Auf jeden „Fall können Sie sich gratuliren der Verleger eines so bedeutenden „Werkes zu sein. Was die Kritiker sagen werden? — Ja — wer „kann das wissen. Unsinn genug im Lob, wie im Tadel wird sich „vernehmen lassen. Was die Staatszeitung darüber gesagt hat, ist „doch gar zu nüchtern."

X.

(Vorbereitungen zur zweiten Auflage von St. Roche. In wiefern die Uebel der Welt auch ihr Gutes haben. Zurückführung des künſtleriſchen Triebes auf die göttliche Gnade. Katholiſche Bedenken gegen St. Roche.)

Wie beklage ich es jetzt gerade wieder, ſo abgeſpannt zu ſein, daß es mir faſt unmöglich wird, einen zuſammenhängenden Brief zu ſchreiben; etwas geſünder möchte ich wohl werden und danke Ihnen für Ihren freundlichen Wunſch hierzu recht herzlich. Aber wer weiß, ob mir damit nicht auf andere Weiſe Gutes geſchieht? Das rechte Verſtehen iſt die Hauptſache; es liegt oft im Leiden ein feiner Sinn, und Gott iſt damit ſo gütig, wie mit den leichteren Aufgaben. Jetzt ſcheint mir vor Allem die Anforderung geſtellt, mich in der Geduld zu ſtärken; man erkennt aber erſt dann, wenn man eine Eigenſchaft nöthig hat, wie fern man von einiger Vollkommenheit in derſelben iſt. Aber auch meine Freunde werden durch mich in der Geduld geprüft; denn ich bleibe mit Allem zurück, und ſo verzeihen auch Sie, daß ich erſt ſo ſpät und, wie ich fürchte, ſo unvollkommen antworte.

Wie ſchön und ehrenvoll iſt die Nachricht von der zweiten Auflage von St. Roche; ich werde Alles ſammeln, was mir an kleinen Erinnerungen zugekommen iſt und was ich ſelbſt gelegentlich bemerkte. Schreiben Sie mir nur, wann dies Alles bei Ihnen ſein muß; Gott wird mir ja Kräfte geben; denn ich möchte nun

wohl, daß diese zweite Auflage ganz, d. h. nach jetziger Ansicht ganz rein würde.

Herrn Professor Nöffelt versichern Sie meiner hochachtungsvollsten Dankbarkeit. Ich fühle ganz, wie ehrenvoll seine Absicht sowohl für meine Person, wie für beide Bücher ist, und es wird mich namentlich sehr interessiren, wenn ich später erfahren kann, welche Stellen er durch die Aufnahme in seinem Werke*) geehrt hat. Bitten Sie ihn dagegen um Verzeihung, daß ich die Ehre einer biographischen Notiz über mich ablehnen muß. Ich glaube, daß dies augenblicklich nicht meine Stellung zur Welt ist; ich würde als Frau unendlich dadurch geängstigt sein und von Allem, was meine Bildung gerade so gestaltet hat, nichts anführen können, als daß Gott mir herrliche Eltern gegeben hatte. Ich bitte Sie, lehnen Sie das in meinem Namen so schonend und achtungsvoll als möglich ab; es ist wirklich unmöglich.

Wie dankbar würde ich Ihnen aber sein, wenn Sie mir das Urtheil eines solchen Heroen der Literatur, als Steffens, mittheilen wollten; wie es mir scheint, sind Sie davon erfreut, also wird es im Allgemeinen günstig sein. Aber ich bitte Sie, mir auch Alles mitzutheilen, denn selbst sein Tadel wird für mich von

*) Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen. Von Fr. Nöffelt. Breslau, im Verlage von Josef Max & Komp.

X.

(Vorbereitungen zur zweiten Auflage von St. Roche. In wiefern die Uebel der Welt auch ihr Gutes haben. Zurückführung des künſtleriſchen Triebes auf die göttliche Gnade. Katholiſche Bedenken gegen St. Roche.)

Wie beklage ich es jetzt gerade wieder, ſo abgeſpannt zu ſein, daß es mir faſt unmöglich wird, einen zuſammenhängenden Brief zu ſchreiben; etwas geſünder möchte ich wohl werden und danke Ihnen für Ihren freundlichen Wunſch hierzu recht herzlich. Aber wer weiß, ob mir damit nicht auf andere Weiſe Gutes geſchieht? Das rechte Verſtehen iſt die Hauptſache; es liegt oft im Leiden ein feiner Sinn, und Gott iſt damit ſo gütig, wie mit den leichteren Aufgaben. Jetzt ſcheint mir vor Allem die Anforderung geſtellt, mich in der Geduld zu ſtärken; man erkennt aber erſt dann, wenn man eine Eigenſchaft nöthig hat, wie fern man von einiger Vollkommenheit in derſelben iſt. Aber auch meine Freunde werden durch mich in der Geduld geprüft; denn ich bleibe mit Allem zurück, und ſo verzeihen auch Sie, daß ich erſt ſo ſpät und, wie ich fürchte, ſo unvollkommen antworte.

Wie ſchön und ehrenvoll iſt die Nachricht von der zweiten Auflage von St. Roche; ich werde Alles ſammeln, was mir an kleinen Erinnerungen zugekommen iſt und was ich ſelbſt gelegentlich bemerkte. Schreiben Sie mir nur, wann dies Alles bei Ihnen ſein muß; Gott wird mir ja Kräfte geben; denn ich möchte nun

[redacted]

[redacted]

[redacted]

großem Werthe ſein, denn bei großer Selbſtſtändigkeit, die ich eingeſtehen muß und die doch von Eigendünkel frei iſt, kenne ich kaum eine größere Freude, als wenn mir durch klugen Tadel ein neues Licht aufgeht über das Eine oder Andere. Dagegen wollen wir auch recht ruhig bleiben, wenn andere, weniger bewährte Autoritäten, in böſer Abſicht tadeln. Wie ſollte die Reibung ausbleiben können? Laſſen Sie ſich es nicht nahe kommen, wenn Herr M. mich recht gering zu ſtellen ſucht; genießen wir ja außerdem ſo viel Ehre, daß der größte Heißhunger danach geſättigt werden könnte; ſein Urtheil über mich ſoll mich nicht abhalten, mehr zu ſchreiben, das verſpreche ich Ihnen. Doch das hängt freilich von einem höheren Willen ab, und ich habe nur meine Seele zu bewahren, daß ſie einem ſo glücklichen Erfolge gegenüber nicht in gefährliche Sicherheit verfällt. Bis jetzt fühle ich mich in Wahrheit noch frei davon; ſo ſehr erſcheint mir dieſe Gabe, die nun zweimal hervorgetreten iſt, Gottes Eigenthum, daß es mir wie ein Frevel vorkommt, eher die Feder zu ergreifen, als bis ich innerlich den Trieb fühle. Iſt dieſer erſt wieder lebendig geworden, ſo ſchafft er ſich, unabhängig von mir ſelbſt, ſein Recht, und indem ich ihm, hingeriſſen von einer warmen, freudigen Anerkennung deſſelben, mit allen meinen Kräften diene, erhalte ich mir die Unabhängigkeit von der Eitelkeit der Welt.

Was Sie in mir anregen über deutsche Zustände, findet hier von allen Seiten Anklang; ich möchte es auch in mir eine unerfüllte Sehnsucht nennen und stehe voll Erwartung.

Sein Sie sicher, ich würde nichts schreiben, was Sie nicht wüßten. Ebenso wie das Lustspiel in Prag habe ich hier auch zwei Dramen auf die Bühne gebracht, die selbst der König für meine Produkte hält und wozu mir gratulirt wird, wo ich mich blicken lasse; an Allem dem bin ich unschuldig, es bleibt mir aber doch nichts als die wahrhafte Versicherung des Gegentheils übrig, der nur meine Freunde den vollen Glauben schenken.

Sehr glücklich bin ich durch die Rückkehr meiner geliebten Prinzeß Wilhelm aus Fischbach; wie liebt sie St. Roche; wie rührend ist ihr freundschaftlicher Stolz darauf.

Einigemal war ich mit Graf *** zusammen; seine Schwiegermutter, Gräfin ***, brachte mir die lebhaftesten Danksagungen über St. Roche von ihrer Tochter; er (der Herr Graf) hat auch einige Redeversuche gemacht, die ich so höflich war, sogleich für Gedanken anzunehmen; ich mußte aber immer zu seinem Nachtheil an Ihre Mittheilung über ihn denken.

Viel Gutes geschieht mir überhaupt und immerfort im reichsten Maße, obwol auch der Gegensatz nicht ausbleibt und die Partei der Frau v. W. eifrig abräth,

das Buch zu leſen, da der Unſinn ſchon im erſten Theil ſo ſtiege, daß es kein vernünftiger Menſch ausleſen könnte.

Was mich aber ſtutzig macht, iſt der Einwand von einigen Katholiken, die im Uebrigen das Buch höchſt anerkennend beurtheilen; ich hätte den Proteſtantismus auf Koſten des Katholizismus hervorheben wollen! Nichts lag meiner Abſicht ferner! Ich gebe zu, daß man an dem Buche nachweiſen kann: es ſei von einer Proteſtantin geſchrieben; aber wenn der Schauplatz ein katholiſches Land iſt, muß Gutes und Böſes Katholiken treffen; und Fennimor? Iſt ſie nicht Chriſtin über jede Begrenzung des konfeſſionellen Bekenntniſſes hinaus? Dennoch werde ich mit Sorgfalt, ſo viel meine Ueberzeugung es mir eingiebt, zu ſäubern ſuchen und bitte Sie um Ihre Anſicht darüber.

Ueber das Ende von Edward das nächſtemal; nur ſo viel, daß Ihr und Steffens Urtheil mir das Herz wieder frei machte; ich war ſo unruhig und faſt unzufrieden mit mir und meinem Gefühl darüber.

Habe ich wohl des Grafen Hoffmannsegge in Dresden gegen Sie erwähnt? Von meinem 15ten Jahre an kennt und liebt er mich; er iſt jetzt hoch in den ſiebenzig. Er hat eine Kritik in ſprachlicher Hinſicht über Godwie-Caſtle, 17 Seiten ſtark, geſchrieben; ein wahres Meiſterſtück! Er ſtellt es ſo hoch, daß er gerade in Rückſicht

des Stils es für ein klaſſiſches Werk erkennt; aber indem er auf die dritte Ausgabe rechnet, bittet er mich, ſeine Notizen zu berückſichtigen; ſie ſind faſt alle von einer hohen philoſophiſchen Wichtigkeit.

Doch ich muß ſchließen; verzeihen Sie dieſen mangelhaften Brief!

Berlin, den 24. Januar 1840.

XI.

(Eingeſtändniß eines Irrthums über die katholiſche Beurtheilung proteſtantiſcher Ehen. Stimmen der Gegner und Freunde.)

Auch von mir bekommen Sie heut nur ein kurzes Briefchen, aber nicht um mich für das Ihrige zu rächen, ſondern aus demſelben Grunde, der das Ihrige veranlaßte, weil ich in großer Unruhe war und jetzt dieſe Sendung nicht länger aufhalten will. Daß ich fleißig war, werden Sie mir dennoch zugeſtehen müſſen, und fürs Erſte hoffe ich nun wirklich meine Schuldigkeit gethan zu haben. Gott nun befohlen!

Ueber die religiöſen Gegenſtände bin ich, da Sie mir beipflichten und dies ganz mit meiner Ueberzeugung zuſammenfällt, ruhig geblieben und habe nur materielle Unrichtigkeiten geändert, die in meinem Irrthum lagen, zu glauben, die Katholiken ſähen unſere proteſtantiſche

Ehe nicht für heilig und bindend an. Es war nicht leicht, dieſen Irrthum, der ziemlich tief in alle Verwikkelungen eingedrungen war, auszuſcheiden, und ich möchte wohl, daß Sie überſichtlich meine Aenderungen verfolgten und mir ſagten, ob Sie dieſelben ausreichend finden.

Eine recht erfreuliche Nachricht war mir die Zuſicherung des Herrn Dr. Braniß, eine Kritik über St. Roche zu ſchreiben. Da werde ich doch was lernen können! Wie will ich aber auch andächtig und mit aufgeſchloſſenem Sinn ſie ſtudiren.

Es kreiſt um mich das Urtheil über St. Roche auf eine ſo leidenſchaftliche Weiſe, daß ich nur trachte, mich dieſem Strudel zu entziehen, der weder meinem Charakter, noch meiner Stellung geziemt.

Doch ſage ich Ihnen (heimlich), die Beſten ſtehen für mich mit einer ernſten, ſchönen Würdigung, durch die ſie mich möchten glauben machen, St. Roche ſei zu gut, zu wichtig ſelbſt zum Parteienkampf. —

Frau v. W. fährt fort, für ihre ſehr leidenſchaftliche Anſicht zu werben; manche, die ſich immer durch Lob genirt fühlen, treten ihr bei, aber dieſe Urtheile tragen einen Charakter, der kaum geſittet genannt werden kann; es gleitet von mir ab, als wäre ich eine eiſige Fläche; gern aber entziehe ich mich der Kenntnißnahme.

Ein ſehr ſchönes Urtheil ſprach der Dichter Graf Haugwitz aus; ſo ernſt, ſo durchdrungen, faſt ehrer-

bietig; — reizend und entzückt die Gräfin Dohna-Dönnhofstädt aus Preußen in einem Briefe; auch die Geistlichkeit nimmt im Allgemeinen großen Antheil; ich erfahre von dorther schöne Urtheile.

Aus Weimar erfuhr ich die lebhafte Theilnahme, die es erregt; viele Auszüge aus Briefen und Billets von dort wurden mir gesandt; es fiel mir auf, daß ich oft Göthe erwähnen hörte, der den lebhaftesten Antheil daran genommen haben würde, wie man glaubt; eine Dame, eine Freundin von Jean Paul, sagt etwas sehr Rührendes darüber, auch wie er Fenelon begrüßt haben würde, den er so sehr liebte.

Berlin, im Februar 1840.

XII.

(Geschenke und Auszeichnungen hoher und höchster Personen. Ein weiblicher Gegner. Fenelons Charakter.)

Die Korrektur von St. Roche hat sich, wie Sie sehen werden, nicht auf Druckfehler beschränkt, ich habe vielmehr in jeder Art Verbesserungen zu bewirken gesucht, glaube aber, man muß sich, auf einen gewissen Punkt damit gekommen, resigniren.

Diese schnell folgende zweite Auflage von St. Roche macht hier großes Aufsehen, und man bemüht sich

von allen Seiten, mir darüber Höflichkeiten zu sagen. Während der Zeit lernte ich Steffens, seine Frau und Tochter kennen; es war mir eine Herzensfreude! Sie waren Alle so gütig gegen mich, daß ich auch ein Herz faßte und mit ihnen über St. Roche sprach. Mit großer, wahrer Freundschaft hängen Alle an Ihnen, das hat mich recht gefreut; der gute, alte Steffens prahlte aber ordentlich mit der zweiten Auflage von St. Roche gegen Varnhagen und einige Andere, die gegenwärtig waren; ich war nur froh, daß ich es nicht sagte, selbst das Zuhören treibt mir oft den Angstschweiß aus.

Wie habe ich nur vergessen können, Ihnen mitzutheilen, was die Zeitungen Ihnen nun zu meiner großen Beschämung zuerst sagen mußten. Die Frau Kaiserin hatte sich bei ihrer letzten Anwesenheit gegen meinen Bruder auf eine Weise geäußert, die es unerläßlich machte, ihr das Nächste, was ich schrieb, zu überreichen. Sie hat dies nun sehr huldvoll aufgenommen, und nächst ihrem schmeichelhaften Dank empfing ich ein sehr schönes Fermoir von Brillanten mit einem Saphir.

Doch ein wahrer geistiger Edelstein ist der Brief der Frau Herzogin von Orleans, welcher die Prinzeß Wilhelm das Buch in meinem Namen mit einem Briefe von mir schickte, da ich meine Schüchternheit trotz dem Wunsche meiner theuren Prinzeß, nicht überwinden konnte. Ihre Antwort ist nun ein Zauber von Jugend,

Geist und Anmuth. „Ihr Geschenk fand eine freudige Empfängerin in dem alten Schlosse Ludwig des XIV.," schreibt sie, und später: „jetzt trete ich diese heitere Beschäftigung mit Ihrem Werke an mit der Empfindung, die den jungen Reisenden in einem verheißenen Lande ergreift." Mich bewegte das Alles sehr, auch die Unterschrift „Tuileries." Ich fühlte, wie vielen Genuß ich meiner lieben Prinzeß und meinem Gehorsam gegen ihren so wohlberechneten Willen verdankte. Alexander von Humboldt kam übrigens und bat mich im Namen der Frau Kronprinzessin um den Brief, und da es Herr von Humboldt wünschte, gab ich ihm denselben nach Potsdam mit, wo der König und der übrige Hof versammelt war und Alle das größte Vergnügen hatten, ihn kennen zu lernen.

Außerdem sagte mir in der vorigen Woche Jemand: Gestern hat der König St. Roche ausgelesen. Zwei Tage darauf schickte mir die Frau Fürstin Liegnitz eine goldene Feder, ein goldenes Petschaft, ein goldenes Falzmesser, alles sehr schön mit blauer Emaille und in Rococo-Stil verziert. Weniger in die Augen fallend, aber für mein Herz eine Ehre, die es höher als sonst hob, war die Nachricht, daß der alte, ehrwürdige Bischof Neander den Roman mit wahrem Antheil gelesen und seiner Richtung und seiner Vollendung, (ich meine Totalität) ein großes ehrenvolles Zeugniß gegeben

wirklich ihr Fall und ich habe mich oft über die Undankbarkeit und Oberflächlichkeit des Publikums geärgert, das wegen einiger nicht wesentlicher Mängel in ihren Werken diese fast gänzlich übersah. Die Bildhauer sind voll der größten Schönheiten! — Das Erbe ein durchdachtes Buch voll großer Tiefe der Combinationen und einzelnen ganz reizenden Naturbildern. So wüßte ich in jedem ihrer Werke den Werth nachzuweisen; und wenn ich das kann, muß es sie nicht beleidigen, daß man es doch übersah? Denn was ihnen fehlt, fehlt so vielen Werken; sie sind meist alle inkonsequent im Plane, wie in den einzelnen Charakteren, und schleppen eine vernachläßigte Form mit sich, die etwas Frivoles und Beleidigendes hat und besonders bei einer Frau so störend wird.

Von St. Roche behauptet sie, wenn sie mich nicht schonen wollte, würde sie eine Kritik schreiben, die dem Publikum lehren sollte, an welchem elenden Machwerk es sich ergötzte. — Der ganze Lärm wäre Kotterie-Geschwätz! Dann behauptet sie, der Marschall von Crecy wäre 150 Jahr, denn er wäre der Sohn von Theophim; Madam St. Albans wäre eine Gemeinheit; doch genug davon; ich selbst möchte sie bitten, inne zu halten; sie thut sich selbst den größten Schaden.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir bald und auch über die religiösen Beziehungen antworten wollten, denn

bei der Korrektur des zweiten Theils werde ich dieſen Gegenſtand ſorgfältig prüfen; ich werde keinesfalls vor Ihrer Antwort damit abſchließen.

Wie ich ſchon früher ſagte, kann ich meine Richtung nicht verleugnen; dieſe aber iſt die Sehnſucht, Chriſtin zu ſein, und die kirchliche Form, die mir darin die freieſte Entwickelung ſichert, iſt mir die liebſte. Fenelon ſcheint mir in den Köpfen der meiſten Menſchen ein ganz von aller irdiſchen Zuthat entkleidetes Tugendideal zu ſein; er würde mir geringer ſein, wenn er nicht dieſen weichen gefühlvollen Kern gehabt hätte, den ich überall zu erkennen glaube und den ihm zuzugeſtehen ſeine Anhänger erbeben.

Wer aus Liebe zu Gott die ſchwache Natur bezwingt, der ſcheint mir ein größerer Heiliger, als der ohne Hinderniß dazu geboren wird.

Aber ein kleiner Tadel iſt recht reizend, er weckt meinen Scharfſinn (ſo weit ich ihn habe) und meinen guten Willen. Und dann, in dieſer bewegten Zeit ſollten alle Beſſeren nur fragen: was iſt chriſtlich? nicht: was iſt katholiſch oder proteſtantiſch?

Auf die Durchſicht von Godwie-Caſtle freue ich mich; es ſteht wie ein verlaſſenes Schloß in meiner Vorſtellung. Die Korrekturen von Hoffmannsegge ſind tiefſinnig und ſchön.

Berlin, den 4. Februar 1840.

XIII.

(Ueber die Nothwendigkeit ſorgfältiger Korrektur. Kritik und Metakritik. Die Nihiliſtiſche Tendenz Tiecks im Gegenſatz zu der Paalzowſchen Weltanſchauung. Wie die Poeſie die Natur errathen kann.)

So eben habe ich die Durchſicht des dritten Bandes von St. Roche beendigt und will mir heute Abend noch das Vergnügen machen, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, um morgen abſenden zu können. Ehe ich jedoch zur Beantwortung des vielen Angenehmen übergehe, will ich mit aller Wahrheit Ihnen einen Irrthum zu benehmen ſuchen, den Sie mir ausſprechen.

Ich habe keine ſprachliche Korrektur des Herrn Korrektors verworfen, und nur, wo Mißverſtändniſſe über den Sinn eintraten, habe ich wieder hergeſtellt; dieſe Stellen, die ſich mir alle eingeprägt haben, da ich ſie alle beſonders erwog, ſind auch jetzt unverändert geblieben, und ſchon damals, bei längerem Verkehr zwiſchen mir und dem geehrten Herrn Korrektor, deſſen Sorgfalt ich ſehr wohl erkannte, trat gegen das Ende unſerer Mittheilungen eine immer größere Uebereinſtimmung hervor.

Daß die zweite Auflage deſſen ungeachtet eine ſo ausgedehnte Korrektur veranlaßte, iſt mir ſo wenig als ein Vorwurf für die vorangegangene der erſten Auflage erſchienen, daß ich es gewiß nie in dieſer Beziehung gegen Sie erwähnt haben würde, und im Gegentheil,

durch die jetzt gemachte Erfahrung, daß eine ſolche Durchſicht gar nicht oft genug von einem friſchen Auge gemacht werden kann, da immer wieder neue Fehler hervortreten — werde ich bei jeder noch vorkommenden Gelegenheit um die gütige Unterſtützung des Herrn Korrektors in ſprachlicher Hinſicht bitten. Weder damals, noch früher, oder ſpäter habe ich Ihnen mein Vertrauen entzogen, welches, überhaupt einmal gegeben, und von Ihrem leicht verſtändlichen Werthe erzeugt, keinem fremden Einfluß unterworfen iſt. Aber ich nahm mit Sicherheit an, daß nicht Sie, bei Ihrer beſchränkten Zeit, die erſte Anſicht des Manuſcripts genommen hatten, worin ich mich nicht geirrt, da Sie ja erſt viel ſpäter nach beendigtem Druck das Ganze geleſen haben, und ſo ſah ich mich einer fremden Autorität gegenüber, zu der mir erſt, wie jetzt nach längerem Verkehr, das Vertrauen kommen mußte.

Es war mir intereſſant von Herrn von Humboldt zu hören, wie z. B. Frau von Stael das Manuſcript oft dreimal drucken ließ, immer wieder hinein corrigirte, und wieder umdrucken ließ; ähnlich macht es Herr von Humboldt; es iſt wirklich wahr, daß der Druck einen Schleier von dem Auge zieht.

Sie würden erſtaunen, wenn Sie die ſprachlichen Korrekturen des Grafen Hoffmannsegge zu Godwie-Caſtle ſähen; 14 Quartſeiten — ich ſchaudere etwas,

wenn ich an dieſe Arbeit denke; doch will ich gleich daran gehen, wenn Sie mir nämlich noch ein Exemplar zweiter Auflage ſchicken können, denn ich beſitze nur noch eins von der erſten Auflage, und im Buchhandel hier iſt nur noch ein prächtig gebundenes Exemplar, welches mir überflüſſig ſchien.

Sehr vielen Dank ſage ich Ihnen für die Mittheilung des lieben Briefes der Frau Henriette Hanke. Ihr hoher ſittlicher Werth, ihr klarer, edler Geiſt, der aus allen ihren Schriften hervortritt, hat auch dieſen Brief dictirt; das iſt ein wohlwollendes, vorurtheilsfreies Urtheil, bei aller Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit; wie andächtig hält man ſtill, wenn der Tadel aus ſo weiſem Munde kommt. Iſt es aber nicht ſonderbar, daß grade der Traum und der Mord mir immer zum Vorwurf gemacht wird; während das Ereigniß, wie ich es in St. Roche ſchilderte, ſich grade ebenſo zur Zeit Ludwigs XVI. wirklich begab; erinnern Sie ſich noch, daß ich Ihnen dies zu Anfang erzählte? Um dieſen kleinen Theil Wahrheit baute ich und nun ſoll das, was ich der Wirklichkeit nacherzählte, auch als Erfindung keine Berechtigung haben. Vor und nach — Veranlaſſung und Folge — und bei aller nothwendigen Fügung der Umſtände fiel es mir doch nicht ein, eine abſcheuliche Schickſalshiſtorie zu ſchreiben mit fortwirkendem Fluche, wie der Aufſatz in den Blättern

literariſcher Unterhaltung von Brockhaus annimmt. Dieſe Kritik geht ganz im Material unter.

Zu Anfang wollte ich durch einen Bekannten von Brockhaus dem unbekannten Kritiker mittheilen, daß der Traum Wahrheit ſei; als ich die Kritik noch einmal las, verging mir das Intereſſe dazu. Er hat keine böſe Abſicht gegen die Verfaſſerin, aber er ſpringt immer konfuſe über das weg, was er ſagen will; bald paßt der Vorſatz zum Nachſatz nicht, bald hebt der Nachſatz den Vorderſatz auf; manches hat er nicht ordentlich geleſen; er weiß z. B. nicht, daß die eingelegte Erzählung von mir ſelbſt dem Publikum als Hauptſache zur Dispoſition geſtellt wird, — daß Emmy Gray nur im Fieber ihre Fennimor wieder zu beſitzen glaubt, und gleich am andern Morgen zur Erkenntniß nur der Aehnlichkeit gelangt. Die Epiſode mit dem Jäger im erſten Theil liebe ich ſelbſt nicht ſehr; mir iſt faſt daſſelbe auf dem Drachenfels begegnet, das hat mich verführt, es aufzunehmen; es wird darum nicht beſſer, aber er macht eine gemeine Bemerkung darüber, nachdem er unverſtändig verlangt, daß außer dem Geſpräch der Gräfin d'Aubaine dieſe unbedeutende Perſon, worin für mich allein der Vorwurf liegt, daß ſie da iſt — noch weiter verfolgt werden ſoll. Neu und ungerecht ſcheint mir die Behauptung, daß alle Perſonen *eine* Sprache reden, und beſonders, daß das Schreckliche, Unnatürliche ſich über alles Maß häuft; ebenſo,

daß die Verfasserin ihre Leser mit schwerfälligen, philosophischen, metaphysischen Betrachtungen verfolgt, wovon er dann Proben anführt, die jeder Primaner verstehen würde; es soll keine Person überflüssig sein, und doch zu viel; Frau v. Sevignée ist zwar gut an sich, aber warum da? — Ihm entging also, daß sie zur Scizze der Zeit gehörte, als ein Gegensatz zu den Montespans, Fontanges, Maintenons und Lavallières, und eine Ehrenrettung der Zeit, welche auch diesen Kern trug. Zuletzt die Bitte, haushälterischer mit den Mitteln zu verfahren. Ach! wenn er wüßte, wie unzureichend sie mir erscheinen! Recht humoristisch und in wohlwollendem Tone ist der kleine Scherz, der mich so richtig trifft mit der Lafayette und Fenelon; als ich die Stelle niederschrieb, war es mir, als machte ich mit mir selbst einen Scherz; ich mußte daher lachen, wie ich las, daß er jetzt gegen mich benutzt wird; denn das verdiene ich.

Durch Frau Steffens erfuhr ich schon, daß die Gräfin Finkenstein und die Töchter Tieck's St. Roche mit großer Freude gelesen hatten; das ließ mich aber nichts für Tieck hoffen, denn seine Richtung muß die meinige, wenn ich ohne Anmaßung mich so ausdrücken darf, für eine Beleidigung ansehen. Seine negirende, ironische Weise die Welt anzusehen und ihre Zerwürfnisse hervorzuheben, sie in großen, sichtlichen Wunden zu zerreißen

und ihre Heilung durch eine verächtliche Hoffnungslosigkeit für alle Zustände in Zweifel zu stellen, — hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet verwiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isolirt, indem es jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandenen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will — der Nachweis, den ich suche, daß das Uebel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen — das Geheimniß der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schaale, ruht — dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursache nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege dem Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten; das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt! — Aus seiner Jugendzeit, dieser unschuldig sinnlichen Periode seines in den süßesten Geheimnissen der Natur schwelgenden Lebens, sind mir Anklänge der Entzückung geblieben, die ich be-

wahre, doch nie mehr an der Quelle aufzufrischen suche; denn die Idee, die von dorther unser Eigenthum geworden, ist größer als die Form, und wir sind mit dieser Idee zu der Bildung gelangt, die Form jetzt geringer zu finden. Wohin seine Schule, seine Ermunterung führen kann, sehen wir an dem reichen Geiste des verführten Immermann; doch selbst Münchhausen wird Tieck die Binde nicht von den Augen reißen; er, der den göttlichen Humor Shakespeare's anbetet, wird in der glatten Gemeinheit dieser Studentenlaune noch einen gewissen Reiz finden und sich daran erfreuen können, und darum — nicht weil es seinem höheren Geiste genügte, — sondern weil der übel berauschte Spötter sein Schüler ist.

Immermann ist mir mit großer Verehrung, muß ich sagen, als Mensch ergeben, doch noch nie hörte ich von ihm ein Wort, als existire Godwie-Castle oder St. Roche; darum war ich auch im Voraus über Tieck ganz sicher.

Wie glücklich macht mich Ihre abermalige Versicherung, daß Professor Braniß nun wirklich kritisiren will; er genießt auch hier eine große, allgemeine Hochachtung; alle meine Freunde freuen sich mit mir darauf, und wenn er mich schlägt, will ich nicht zucken, sondern andächtig stille halten.

Von Dr. Kühne las ich eine schöne Kritik über

Bettinen's Briefwechsel mit Göthe; er schien mir sehr bedeutend und gerecht! Darf ich mir wohl den Brief der Frau H. Hanke abschreiben? Ich halte ihn daher noch zurück, Ihre Erlaubniß erwartend. Wollen Sie ihr nicht sagen, daß ich ihn las, und mit welcher Verehrung und Dankbarkeit gegen sie?

Noch habe ich vergessen, Ihnen mein Vergnügen über die Kritik des Herrn Dr. Kahlert auszusprechen; sie ist mehr ruhig, als matt, dächte ich, und das habe ich sehr gern; so anerkennend hätte ich aus dem Mundt'schen Kreise keine Ansicht erwartet. Mir ist vorzüglich interessant, daß auch er die Frage beleuchtet, warum diese beiden Bücher so allgemein wurden; denn dies erregt auch mein Nachdenken sehr oft. Letzthin frug mich ein junger Mann, der lange in Schottland war, ob ich einen Kupferstich oder Zeichnung von Stirlings-Bay gehabt, es wäre so sehr treu nach der Natur geschildert. Jeder Reisende würde hingewiesen und man könnte nichts Schöneres sehen, als den See von Stirlings in den herrlichen Wäldern und darüber das alte Schloß mit der mächtigen Abtei. Sie können mein Erstaunen denken, und endlich das seinige, als ich ihm gestand, ich hätte das Dasein dieses See's nicht gekannt und bloß eine solche Geburtsstelle für Fennimor nöthig gehabt und sie geschaffen und getauft, ohne Ahnung von ihrer Existenz.

Eben erhalte ich Ihren Brief; wie freue ich mich nun, ſogleich abſchicken zu können. Die Kritik in den Halleſchen Jahrbüchern habe ich noch nicht geleſen; ſollte ſie nicht von Fr. v. Woltmann ſein?

Berlin, den 27. März 1840.

XIV.

(Frau von Wollzogen und Frau von W.)

Zu lange, werden Sie finden, habe ich unterlaſſen, Ihren letzten gütigen Brief zu beantworten. Rechnen Sie es mir ſelbſt nicht zu; ich konnte nicht durchkommen; zuletzt vollendete ich erſt die Reviſion von Godwie-Caſtle, die ich Ihnen nun hierbei gleich überſchicken kann und wofür Sie mich hoffentlich etwas loben werden. Außerdem machte mir Profeſſor Steffens die Hoffnung, daß Sie kommen würden; und gleich vergeht die Luſt zum Schreiben, wenn man Hoffnung zu mündlicher Mittheilung hat.

Wie werden Sie erſtaunen über die große Zahl der Korrekturen, und wie vermehrt dies gewiß aufs Neue die Schwierigkeit des richtigen Druckes; es iſt ein wahres Danaiden-Geſchäft, und ich zweifle nicht, daß wir trotz dieſer anſcheinend erſchöpfenden Aushebung aufs Neue das Sieb voll bekommen werden.

Jetzt aber bin ich fürs Erſte blind und taub darüber geworden, und wir wollen es denn, denke ich, ſo ſeinen Lauf machen laſſen.

Wenn Sie jetzt ſelbſt kämen, ſo wäre es mir von großem Werthe, Ihnen vorzuleſen, was ich bereits auf deutſchem Boden unter der Kaiſerkrone von Maria Thereſia aufgeſetzt habe. Nur frage ich immer, ob die Reiſeunruhe dies zulaſſen würde, und wieder tröſte ich mich, daß Sie ſchwerlich ein Liebhaber von Diners und Soupés ſind, und da fände ſich eher die ſtille Stunde.

Profeſſor Steffens hat mich denn beſucht, und wir konnten recht gut zuſammen reden; er iſt gütig und milde gegen mich; ich habe gern ſo würdige Männer, denen ich mich unterordnen kann, als wäre ich noch jung. Er theilte mir zuerſt mit, daß wir etwas Neues, Ungewöhnliches von Tieck zu erwarten haben. Wie intereſſant iſt das! Werden Sie mir wohl ſchon genug vertrauen, um mir offen Ihre Meinung zu ſagen? Wird es Ihnen genügen, wenn ich Ihnen verſpreche, es ſoll bloß für mich ſein? Ich dagegen will dies offen thun, und es wird mir gar nicht ſchwer, denn ich faſſe überhaupt wohl leichter Vertrauen als Sie, wozu in unſer beider Leben der Grund liegen mag.

Bei Brockhaus erſcheint dagegen ein Roman von Frau von Wollzogen; das iſt nicht minder intereſſant; die Verfaſſerin von Agnes von Lilien hat ſeit dieſem

Buche, denke ich, keinen Roman geſchrieben. Ich freue mich recht auf alle dieſe geiſtigen Anregungen und erwarte davon einen geſegneten Niederſchlag.

Geſtern erhielt ich einen Brief aus Hamburg, der mich auf eine Antwort aufmerkſam macht, die der Hamburger Korreſpondent gegen den Aufſatz der Halleſchen Jahrbücher aufgenommen hat. Noch konnte ich ihn nicht erhalten, oder er iſt noch nicht erſchienen; wollen Sie auch Acht geben? Er ſoll dort viel Unwillen erregt haben; man hat ſich außer der Lüge über die 500 Rthlr., beſonders über die Bemerkung geärgert, daß ich weder Franzoſen noch Engländer geſchildert hätte, ſondern auf fremden Boden immer Deutſche. *)

Wiſſen Sie, was Göthe ſagte, als der Werther alle Köpfe in Aufruhr brachte: „Ich hab' meinen Theil daran gehabt, mögen die Andern nun auch ſehen, wie ſie damit fertig werden!" Ich glaube, er hat das für alle Menſchen mitgeſagt, die dem Publikum verfallen. Doch dieſe Dinge ſtammen von Frau von W., die eine geſchriebene Kritik cirkuliren läßt, da ſie wahrſcheinlich

*) Anmerkung des Herausgebers. Die Halleſchen Jahrbücher, herausgegeben von Dr. Ruge, brachten damals die unwahre Behauptung: „Der Verleger von Godwie-Caſtle ſei nur durch eine Baarzahlung von 500 Rthlr. dazu zu bewegen geweſen, dies Werk in's Publikum zu bringen."

Der Verleger wies in der Leipziger Zeitung dieſe unwürdige Behauptung gebührend zurück.

den Muth nicht hat, ſie drucken zu laſſen. Wie froh bin ich, daß ich kein Gedächtniß habe für das Unwürdige; daß, ſo wie ich die Feder eintauche, die vollſtändigſte Freiheit der Exiſtenz mir zu Theil wird, und ich dann nur mit dem Stoffe ſelbſt und darüber mit der Gegenwart Gottes zu thun habe, für den ich allein richte und erwäge.

Wahrſcheinlich iſt St. Roche in der zweiten Auflage erſchienen, und ich ſehe Ihren nächſten Nachrichten, wenn Sie ſie nicht vielleicht ſelbſt bringen, mit großem Intereſſe entgegen.

Vor nicht langer Zeit ſah ich alle die königlichen Herrſchaften, und ſie waren ſo über allen Ausdruck verbindlich und dankbar, oder wie ich es nennen ſoll, daß ich ganz tüchtigen Ehrgeiz haben könnte und doch befriedigt ſein müßte. Es war bei meiner lieben Prinzeß Wilhelm; vorzüglich war Alles, was der Kronprinz und die junge Prinzeß Wilhelm ſagten, ſo höchſt geiſtreich!

Ich theile Ihnen ohne Bedenken dies mit, weil ich hoffe, Sie kennen mich jetzt genug, um dieſe Erwähnung nicht ganz der Eitelkeit zuzurechnen, und ich möchte Ihnen immer gern Alles mittheilen, was der Sache zur Ehre gereicht, als etwas, woran Sie Ihren Antheil haben.

Berlin, den 12. Mai 1840.

XV.

(Der Tod Friedrich Wilhelm III. Zur Charakteriſtik des Thronfolgers.)

Sie haben ſich wohl erklärt, warum die Antwort auf Ihren letzten Brief aus Breslau ſo lange ausblieb. Sie können ſich auch die Aufregung nicht groß genug denken, die jeder empfand, da unſer theurer König ſo langſam ſich auflöſen mußte und daher faſt acht Tage ſein Ende ſtündlich erwartet werden konnte.

Geſtern iſt er zur letzten Ruheſtätte begleitet, und Alles iſt in der würdigſten Haltung beendigt. Wenn wir ſeine Wirkſamkeit bedenken, ſo ergiebt ſich die große Lehre, daß eine hohe, ſittliche Geſinnung, mit eiſerner Feſtigkeit gepaart, auf dem Thron ſich oft entſcheidender und einflußreicher zeigt, als die blendende Herrſchaft des Genies!

Aus einer traurigen Verwilderung der Sitten, einer beſchämenden Verachtung gegen die Religion und ihre Kirchen, hat das ernſte unerſchütterliche Beiſpiel des Königs vor Allem ſein Volk erhoben. Wie wir jetzt mächtig in geiſtiger Kraft jedem anderen Lande gegenüberſtehen, das baute ſich Alles langſam auf dieſem ſtillen, reinen Grunde, den Er erſt wieder legte, empor, und konnte nicht ausbleiben, ſelbſt wenn wir ſagen müßten: der angeregte und auf dieſem Grunde

wachſende Geiſt ſei größer geworden, als der Seinige, und habe ſich ſelbſt zum Hebel gedient; wie groß war er dennoch unleugbar dadurch, daß er wohlwollend und ſchützend dem beflügelten Geiſt der Zeit zuſah!

In unſerm jetzigen König haben wir beides; den ſittlichen, reinen Grund, den genialen Geiſt. Gott gebe Ihm den Segen, wodurch das Leben kommt, welches Leben ſchafft!

Möchten wir in unſerem Unterthanen-Herzen neben den großen Erwartungen, die wir hegen dürfen, die Gewißheit feſtſtellen, daß nothwendig der am Erſten Fehler macht, der mit einer kleinen Anſchauung der Dinge ſich nicht abfindet.

Berlin, den 15. Juli 1840.

XVI.

(Urtheil über Vittoria Accorombona.*) Pſychologiſche Wahrheit und plaſtiſche Schönheit.)

Welch ein reiches Geſchenk haben Sie mir gemacht! in der ſchönſten Form den ſchönen Inhalt! Ich danke Ihnen herzlich dafür und antworte Ihnen heute, nachdem

*) Vittoria Accorombona. Ein Roman in fünf Büchern. Zweite Auflage. Mit einem Anhange. 2 Bde. 8. 1841.

ich in einem Zuge ohne Unterbrechung Vittoria Accorombona zu Ende geleſen habe. Der Geſammt-Eindruck iſt höchſt erfreulich; ich weiß Ihnen mein Gefühl nicht anders auszudrücken, als daß ich vergnügt bin, als ob ich ein Glück erlebt hätte! Ich, die ich ſo ungern Verſe leſe und durch die Form um jeden Genuß komme, ich habe den ganzen Eindrnck eines ſchönen Gedichts, unbeläſtigt durch die Form.

Sein Inhalt, ſein Charakter, ſein ganzes Streben fordert faſt den Rhythmus, man erſtaunt, daß er ausbleibt, da wir doch beſtändig in der Stimmung, welche ihn verlangt, erhalten werden, und es ſcheint eine Trägheit des Autors, daß er ihn verweigert. Welch ein wahres, ergreifendes und dennoch mit poetiſcher Schonung entworfenes Bild der Zeit! wie allgegenwärtig wird die Stimmung erhalten, daß wir in dieſer Zeit uns bewegen, durch ſie bedingt das Schöne genießen müſſen, und daher die Gräuel, die Colliſionen verſtehen lernen! Die geſchichtlichen Motive wie beherrſcht und zum Zwecke benutzt! Der Duft Italiens zieht um unſere Schläfe, ohne daß wir durch die ſo unzählige Male benutzte Staffage aufs Neue in ermüdender Weiſe durchgeſchleppt werden, und die keckſte Laune, die in Schönheit ſchwelgend jede Beziehung der Sinnenwelt anregt, bleibt, von dem Scepter der Schönheit beherrſcht, dennoch Unſchuld, ſo daß Donna Julia's Aus-

ſpruch über Bojardo (oder was bei dieſer Veranlaſſung Donna Julia über die gemeine Sinnlichkeit ſagt) an Tieck ſelbſt in Erfüllung geht.

Dies Werk verſammelt ihn wieder zu den Geiſtern ſeines Camöns; das iſt der Dichter, den der ironiſche Schulzwang anekelt, den er, bis zur Karrikatur verzerrt, von ſeinen Nachahmern ſich mußte zuſchreien hören — und der nun wieder einſam mit ſich wird und die erhabenen Schwingungen vernimmt, die von den ewigen Harmonieen der Welt, ſelbſt in ihren Zerwürfniſſen unſer Ohr treffen und nur dem ironiſchen Hämmern des leeren Verſtandes entgehen; er iſt ſeinem kleinen Publikum, der kleinen Stadt und dem flachen Applaus entſprungen und fordert wieder vor ſeinem eigenen Geiſte Genugthuung.

Aber um ſo mehr es mir ein Gedicht iſt, um ſo weniger iſt es mir ein Roman; in den Charakteren iſt für mich keine pſychologiſche Wahrheit, ſondern nur plaſtiſche Schönheit! Das ſind keine verwandte, keine bekannte, keine ewig wahre Geſtalten, ſondern nur Träger von Gedanken und Gefühlen, wie ſie objektiv daſtehen, ohne Lebenswärme und Individualität.

Vergeblich habe ich mich bemüht, Donna Julia für ein lebendes Weſen anzuſehen. Alles an ihr iſt ihr übertragen; ſie iſt die Marmorſtatue einer römiſchen Matrone; ſie ſagt und thut, was in der Zeit lag zu

thun, ſie ſagt es aber nicht ſelbſt; ſie iſt ganz leblos für mich.

Vittoria — ich möchte ſagen — ſie verſchlingt alle erdenklichen menſchlichen Symptome, aber ſie wird kein Menſch! Dürr, kalt, leblos ſchleppt ſie den ſchönen Marmorleib mit ſich umher, und ſelbſt als ſie liebt, denkt man nur, daß Tieck die Liebe in ihrem ganzen, erhabenen Umfange kennt, ohne daß dies göttliche Feuer jemals ihren Pulsſchlag hebt. Und nun vollends die Männer! Es ſind lauter Andeutungen von dieſem oder jenem Zuſtande der Zeit! Das geht Alles im Gedichte, und man will es kaum anders dort; aber im Roman verlangen wir poſitivere Erſcheinungen, die nicht blos unſere Idee tragen, ſondern von uns unabhängig ihr eigenes Mark und Bein haben, wozu die Zeit die Farbe giebt, deren Individualität wir aber lieber haben, als unſere eigenen Ideen, mit denen wir ſie blos verſtändlich zu machen ſuchen.

Dieſer letzte Satz thut mir nicht genug, aber ich weiß mich nicht anders auszudrücken; vielleicht verſtehen Sie mich doch und antworten mir darauf.

Berlin, den 1. Auguſt 1840.

XVII.

(Steffens und ſeine Auto-Biographie. Bemerkung über die Jugend und die Jugend-Erziehung unſerer Zeit. Die Kritik des Profeſſor Braniß über Tieck's Accorombona.)

Ich glaubte, es wäre ſo ſchwer nicht, Ihnen recht klar zu machen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe; aber eigentlich iſt es doch ein zu großes Gewebe von Kleinigkeiten. Was dieſe vermögen, erfahren wir an dem Tröpfchen, das den Stein aushöhlt und an tauſend eigenen und fremden Erlebniſſen. Dazwiſchen war ich unwohl, dann ſehr fleißig nnd wieder durch Briefe, die ſchnelle Antwort forderten, ermüdet; auch wollte ich Steffens liebes, theures Buch („Was ich erlebte") erſt ganz durchgeleſen haben, und es lieſt ſich nicht ſo ſchnell, wie Vittoria Accorombona. Wenn ich ein Weintrinker wäre, würde ich ſagen, es iſt unter Beiden der Unterſchied wie zwiſchen einem Glaſe Champagner und einem Glaſe Rheinwein; das erſte ſchlürft man haſtig herunter, weil man den leichten Schaum, der lieblich berauſcht und erfriſchend die Stirn mit ſeinem feinen Thau berührt, zu verlieren fürchtet, wenn wir inne halten und uns beſinnen; das zweite genießen wir erſt, wenn wir ſeine reine goldene Farbe im Glaſe blinken laſſen, wenn wir ſeinen ſchweren Niederſchlag langſam prüfen und das Aroma aufſteigen laſſen, das uns

ſo lieblich erfriſcht. Es gehört ein gewiſſes ruhiges Verſtändniß dazu, und dann fühlen wir an der ſanften ſtärkenden Glut, die durch unſere Adern rinnt, daß ein nachhaltiger Antheil Lebenskraft davon in uns übergegangen.

Ich muß ſelbſt lachen über das Gleichniß, darum zürne ich Ihnen gewiß nicht, wenn Sie es thun, und trotzdem, daß es wenig für eine Frau paßt, drückt es doch viel von dem aus, was ich empfunden habe, und obwol es Ihnen klar ſein wird, daß eine Frau, die ihre Gleichniſſe aus der Weinflaſche ſchöpft, Ihre ſchmeichelhafte Idee, eine wirklich brauchbare Kritik zu ſchreiben, nicht erfüllen kann, will ich doch gern Ihnen mittheilen, wie ich darüber denke.

Es iſt mir nie eine prätenſionsloſere Form vorgekommen, um ein höchſt bedeutendes Ganze zu conſtruiren, und es ſteht mir darum von Anfang an viel höher und anſprechender, als: Wahrheit und Dichtung! Wie menſchlich und abſichtslos vertieft Steffens ſich in die wichtigen und rührenden Zuſtände ſeiner Jugend, welche wahrhafte Jugend iſt dies überdies, und wie muß man den Mann noch mit Rührung und Antheil betrachten, der ſelbſt in die Schilderung der Vergangenheit ſich ſo jugendlich vertieft, daß man fühlt, nicht das Geſchenk der früheren Jahre war es, ſondern die fortbeſtehende Eigenthümlichkeit einer auf dem reichſten poetiſchen Boden ewig dauernden Jugend iſt es, die ihn ſo kind-

lich erzählend in sie verflicht, daß der Leser das vollständigste Mitleben genießt!

Mit welcher Ehrfurcht müßte unsere Jugend dies Buch lesen, wenn es nicht ein Hauptzug unserer Jugend wäre, für Allererst vor Nichts auf der Welt Ehrfurcht haben zu wollen!

Wie der lautere, reiche Quell dieses Innern, wenn er hervorbricht, zu den verschiedensten Malen immer wieder mit harten, rauhen Steinen zugestopft wird, als sollte ihm das Leben und Dasein für immer versagt sein; und wie immer wieder nach einiger Zeit die nur desto tiefer grabenden Quellen sich einen Ausweg bahnen und wieder bei Seite spülen, was ihnen in dem Wege lag! Diese Entzückungen, wenn er sich heimlich fortschleicht auf dem Wege der Wissenschaft und jauchzend endlich ein Resultat erbeutet als sein Eigenthum — könnte man nicht zu dem Glauben kommen, man müsse junge Leute mit Hindernissen erziehen, damit das wahre Mark ihrer Kräfte hervorgetrieben würde, da man sie jetzt hochmüthig übersehend an den reichen Quellen vorüber gehen sieht, die ihnen überall geboten werden? Ich glaube, dies Buch ist bei Steffens Ruf ein überaus wichtiges und zeitgemäßes und muß gerade darum von großer Wirkung sein, weil es so absichtslos, ahnungslos, möchte ich sagen, die großen Geheimnisse einer Entwickelung enthüllt, aus der endlich der berühmte Mann

ward; für mich iſt es das Ideal einer Selbſtbiographie, in allen dieſen Beziehungen, denn es will nichts, als erzählen: was er erlebte!

Und wie viel mehr iſt das, als unſere froſtige Jugend jetzt erlebt, die mit überladenem Magen vor dem Reichthum des Lebens ſteht und vor Ekel nichts davon genießen mag!

Dies häusliche Leben! Zehn Novellen liegen darin; dieſe Naturbilder! ich glaube überall geweſen zu ſein und könnte davon mitreden! Dieſe religiöſen Zuſtände und Zerwürfniſſe, wie wahr, natürlich und rührend; vielleicht können, für Einige, Längen darin erſcheinen, für mich nicht! Die gemächliche Ausführlichkeit gehört für mich zu der prätenſionsloſen Form, die, nach keinem Effekt haſchend, zuerſt mit ſich abſchließen wollte.

Genug, man kann Ihnen Glück wünſchen zu dem Verlage zwei ſo ausgezeichneter Werke, die gewiß eine lebhafte Anerkennung finden werden.

Ich ſchreibe an dieſen Zeilen bereits über acht Tage und vorgeſtern kam denn Ihre Sendung der dritten Auflage von Godwie-Caſtle an. Ich danke Ihnen ſehr dafür und bin über die Form der Einführung ſowol von Ihrer Seite, wie durch die ſchöne Recenſion von Profeſſor Braniß, ſehr erfreut, obwol ich an der paſſenden Wirkung von beiden gar nicht zweifelte.

Es war gerade, als ich ſie erhielt, ein junger Theo-

loge aus Göttingen bei mir, der an der hieſigen Univerſität Vorleſungen halten wird; er führte ſich, mir bis dahin gänzlich unbekannt, mit den Worten ein: „wir bearbeiten daſſelbe Feld.“

Im Laufe des Geſprächs erfuhr ich viel über den Antheil der Göttinger gelehrten Welt an St. Roche. Mehrere Profeſſoren hatten einen Kreis um ſich geſammelt, worin St. Roche beſprochen ward, und ich kann Ihnen nicht wieder erzählen, mit welchem Antheil dies geſchehen war, wie man gefolgt war, wie jeder einzelne Charakter, meine Abſicht, und wie ich ſie erreicht, aufs Sorgfältigſte durchgenommen worden war, und welche intereſſante Fragen ich noch zu beantworten hatte, und wie ich mich immer mehr von dem ehrenvollen Antheil überzeugte, den ſo viele ausgezeichnete Gelehrte daran genommen. Nur beruhen darauf zugleich größere Hoffnungen und Erwartungen für die Zukunft, als ich werde erfüllen können, und dies Gefühl hat etwas ſehr Verſchüchterndes für mich. Wie wenig ich auch undankbar bin oder gefühllos gegen das Gute, was mir geſchieht, dennoch gäbe ich viel darum, wenn ich meine Einſamkeit und Unbedeutenheit wieder hätte. Auch das iſt Gottes Wille, ich ſoll dieſe Aufregung erleben, und nach Außen gedrängt dennoch innerlich ruhig bleiben und meinen Geiſt einſam erhalten; ſo, denke ich oft, iſt die Aufgabe, und Gott wird mir die Kraft dazu geben!

Sie können denken, mit welchem Interesse ich die Kritik*) über Vittoria Accorombona gelesen habe; sie bringt dem Verfasser rechte Ehre! Es ist ein schöner, warmer Enthusiasmus für den Dichter darin, dem wir so viel verdanken, und sie zahlt die Schuld für Alles, was wir von ihm empfingen, auf eine edle und wahre Weise. In meiner Ansicht über dies letzte Werk hat sie nichts geändert. Diese Kritik hat eine schöne Wahrheit für Braniß, nicht für das Werk selbst; will Tieck aufrichtig sein, wird er selbst überrascht sein und einen Reichthum zurück empfangen, von dem er wünschen wird, ihn besessen zu haben, als er zu schreiben anfing. Bei vielen schönen und fein aufgefundenen Wahrheiten ist Vieles gewaltthätig hineingelegt, und die Definition über das neue Genre von Roman ist eine zu eigenmächtige Bestimmung; man fühlt, es hat so sein sollen, weil man Tieck nicht vorwerfen will, er habe keinen Roman zu schreiben gewußt. Die poetischen Versuche, die Gespräche der Vittoria können unmöglich an sich ergreifen und lassen das Wesen (die Dichterin) daher so leblos. Aber aufs Neue mußte ich wieder den edlen und scharfen Geist des Herrn Professor Braniß bewundern; fast hätte ich neidisch werden können, daß er mein armes St. Roche mitten drin liegen ließ und hierfür allein

*) Des Professor Braniß.

Zeit behielt; doch war dies, vielleicht an ſich ſo natürliche Gefühl, ſicher nicht ſo anmaßend, als es hier klingt, denn ich fühle, wie ganz anders es inſpiriren muß, über Tieck ſprechen zu können, und möchte um keinen Preis, daß er eine ſo edle und geiſtvolle Anerkennung im Publikum entbehrte, mit der Alle zufrieden ſein müſſen, die ſich der Dankbarkeit gegen den großen Dichter recht bewußt ſind!

Die Freude über die Art, wie der König Tieck behandelt, war hier recht allgemein; es war ein wahrer Jubel! O, hielte es doch den Schnee des Alters, den die Sorgen wohl vermehrten, noch von ſeinem Haupte ab.

Berlin, den 24. September 1840.

XVIII.

(Schiefe Urtheile über Tieck werden berichtigt und das Verhältniß des Königs zu ihm gerechtfertigt. Bemerkungen der Sächſiſchen Herrſchaften. Eine Bemerkung der Prinzeſſin Amalie.)

Iſt es denn wirklich ſo gut, was in den beiden Briefen ſteht über die bewußten Bücher? Ich weiß wohl, was ich über beide gefühlt und gedacht, aber wie ich es ausgedrückt, kann ich mich nicht erinnern. Da ich Ihnen aber vertraue, wenn Sie mich tadeln, ſo um ſo lieber, wenn Sie mich loben; und da freut es mich denn

herzlich, daß ich auszudrücken vermochte, wie ich es meinte.

Was soll ich nun weiter sagen über Ihren Wunsch, etwas daraus drucken zu lassen? Ist es denn wirklich dazu passend? Es muß doch sehr formlos sein!

Erst wollte ich Sie bitten, mir die Briefe zurück zu schicken, aber was käme dabei heraus; der Gedanke, daß es vor's große Publikum kommen sollte, verdürbe mir den unbefangenen Blick; ich will sie lieber aufs Neue für Ihr Eigenthum erklären und Ihnen überlassen, damit zu machen, was Ihnen gut scheint.

Denken Sie aber selbst, wenn Sie mein unbefangenes Urtheil über Vittoria Accorombona lesen, wie mir verwunderlich wird, wenn ich jetzt hören muß, Vittoria Accorombona sei ein völlig unsittliches, üppig sinnliches Buch; es sei eine Beleidigung, es dem Könige zuzusenden; gewiß hätte er es nicht gelesen, sonst hätte Tieck nicht diese Auszeichnung erlebt u. s. w. Was soll ich den ekelhaften Unsinn niederschreiben, den ich schon unwillig mit anhörte! Oft weiß man nicht, ob es nicht ein besseres Zeugniß für innere Reinheit ablegt, wenn man gar nichts der Art merkte, als wenn man eine so leise Witterung hat, daß man gleich wehe schreit! Ich war ganz verblüfft; wohl erinnerte ich mich, daß ich ein Paar mal so einen Streifschuß bekommen hatte; aber war das so viel, um daraus einem ganzen Buche den

Character aufzunöthigen, ſo muß ich geſtehen, daß das Andere mich nicht traf; ſteht denn davon oder darüber etwas in meinem Brief? Ich habe mich offen und ſtark dagegen ausgeſprochen. Möglich, daß der König Vittoria Accorombona nicht geleſen hat und es bedarf deſſen nicht, damit ein König, deſſen Jugend und Entwickelung in die Blüthenzeit unſerer großen deutſchen Dichter fiel, dem letzten noch Lebenden dieſer Herren den Dank abzutragen ſucht, den er ihm ſchuldet mit allen ſeinen Zeitgenoſſen!

Das ſagte ich, oder antwortete ich, wo es viele hörten; und ſollten Sie wohl glauben, daß es der ſächſiſche Geſandte war, dem ich damit antworten mußte? Als ob ſie ſich dort ärgerten, daß der König ihnen hilft. Dagegen waren die hohen ſächſiſchen Herrſchaften ſehr auszeichnend gegen mich. Auf der Ausſtellung erkannte mich die Königin! Sie ließ mich zu ſich rufen und ſtellte mich ſelbſt auf das Ehrenvollſte den Herrſchaften vor, die mich nun mit Güte überhäuften. Sie erzählten mir, wie ſie St. Roche geleſen, mit wahrer Angſt, daß es zu Ende gehen werde; ſie dankten mir mit einer Innigkeit, als wäre ich ihre Wohlthäterin geweſen. Prinzeß Amalie ſagte: die Unmöglichkeit, hinterher ein Buch zu leſen; Alles komme einem leer und inhaltlos vor! Das ſagte dieſe Schriftſtellerin; es könnten manche ein Beiſpiel nehmen. — Himmliſch war dabei unſere theure

Königin; ihre freundlichen Augen beleuchteten mich ordentlich; sie stand neben Humboldt und beide sahen aus, als freuten sie sich, daß sie Ehre mit mir einlegten. Die Königin redete noch viel mit mir über den Sommer und war so liebenswürdig, als sie erfuhr, ich arbeite wieder, und schalt so anmuthig, daß es erst im andern Jahre fertig werde. Es war eine große Befriedigung, und darum wollte ich sie Ihrer Theilnahme entziehen. Am andern Tage waren sie Alle bei meinem Bruder und überhäuften auch ihn mit Artigkeiten, wo noch viel für mich dabei war.

Berlin, den 8. Oktober 1840.

XIX.

(Aussichten auf neue Schöpfungen.)

Ich lege Ihnen zur Ansicht einen Brief von Laube bei, der Sie interessiren wird. Senden Sie ihn mit Ihrem Urtheil darüber mir recht bald zurück, lassen Sie überhaupt meine Bitte um Nachricht von sich nicht vergeblich sein!

Wie lange ruht nun schon Maria Theresia? Verlieren Sie nicht Muth und Geduld, und wenn Sie Etwas übrig haben, geben Sie mir davon Etwas ab.

Gottes Wille geſchehe! Aber wie ſehne ich mich heimlich nach dem breiten, heiligen Strom der Gedanken, auf dem ich dann ein ruhiger Segler werde und tauſend kleine, glückſelige Inſeln vor mir auftauchen.

Aber Glück darf man ja eben nicht ſo ungeſtüm fordern, und ſo ſitze ich vor Gott und warte, wie das Kind auf den Weihnachtsbaum, mit der Hoffnung, daß der Vater es nicht vergißt!

Berlin, den 24. November 1840.

XX.

(Die Paſſivität im Leiden. Laube's Literatur-Geſchichte. Ein apokryphyer Roman. Gott behüte mich vor meinen Freunden.)

Um ſo viel früher will ich Ihnen antworten, da mir Ihr Brief die gefürchtete Beſtätigung giebt, daß Sie zu leiden hatten, und zwar geiſtig, wie viel beklagenswerther, als körperlich. Gern möchte ich mit der Autorität der älteren Frau zu Ihnen reden, ich möchte Sie warnen, nicht ſich alten Uebeln aus Gewohnheit zu ergeben, und lieber einmal, wie ein Fremder nachzufragen, ob kein Abſchluß möglich ſei, ob nicht ein Opfer irgend einer Art, durch Freiheit belohnt, zu bringen ſtehe!

Wunderbare Leiden und Gebrechen habe ich dadurch über die edelſten Menſchen kommen ſehen, daß ſie ſich

langsam von widerwärtigen Verhältnissen beschleichen ließen, darin ihre Energie verloren, und sich endlich rettungslosem Trübsinn ergaben, im Glauben, ihnen sei nicht zu helfen! Aber das kleine Martirium, was wir da aus uns machen, ist stets eine Nachgiebigkeit an unsere Schwächen; wir leiden lieber, als daß wir energisch alte Uebel um ihren wahren Inhalt befragen, und sind geneigt, von unserm Verfahren gut zu denken, weil es uns schwer wird, und weil es mit Opfern und Ueberwindungen verbunden ist; aber überall kommt es doch nur darauf an, ob die Verhältnisse ihrer Natur nach sich dadurch richtig gestalten, und eben so oft verfehlen wir schon darum ganz unsere Absicht, weil unsere Stimmung gar nicht mehr die rechte ist, wir selbst schon gar keinen wohlthuenden Einfluß mehr ausüben können. Dann verändere man immer und um jeden Preis die Situation, denn man wird Anderen nicht helfen, sondern schaden, und selbst dabei um den wesentlichsten Inhalt des Lebens, um Frieden betrogen werden.

Sie sehen, ich rede wie eine alte Großmama zu Ihnen, aber ich bin auch recht alt an viel Erlebtem, und Mitangesehenem, und es ist mir in Ihrer Persönlichkeit der Eindruck gekommen, als würden Sie leicht und tief verletzt von jeder unsanften Berührung. Solche Naturen gehen lieber unter, als daß sie sich wehren! Es ist mir recht lieb, daß ich auch keine Ahnung von Ihren Ver-

hältniſſen habe, ich kann nun ganz unbefangen und allgemein zu Ihnen reden, blos geleitet von der Anſicht, man ſolle ſich wohlmeinende Geſinnungen nicht verſchweigen, und ſo will ich mich auch nicht über dieſe lange Mittheilung entſchuldigen; wer weiß, ob ſie nicht die Stunde trifft, wo es Ihnen wohlthut.

Vielen Dank für Ihre Mittheilungen über Laube; Sie haben gewiß ganz Recht! Seine Literaturgeſchichte iſt recht geiſtvoll, ein ſchönes Bilderbuch der Perſonen und Zuſtände, möchte ich ſagen; ich leſe es mit großem Vergnügen und bin recht oft ſeiner Meinung. Wie ich ihm geantwortet habe, das fand mein Bruder recht gut; es war dankbar und ehrend, mehr ablehnend, als annehmend; ich kann keine Concepte ſchreiben, mitunter wäre es doch gut. Antwort habe ich noch nicht.

Eine Anzeige der Offner'ſchen Leihbibliothek macht hier ein für mich unangenehmes Aufſehen. Sie eröffnet eine Liſte, worin ſie, ſich zu notiren auffordert, mit dem Verſprechen, alsdann das neueſte Buch der Verfaſſerin von St. Roche „Das Dohlenneſt" von Haus zu Haus zu ſchicken.

Heute habe ich in der dritten Perſon als Verfaſſerin von St. Roche an dieſe Handlung geſchrieben und gebeten, es öffentlich zu widerrufen, mit dem Zuſatz, daß weder ein ſolches Werk, noch überhaupt ein neueres exiſtire, wovon der Titel bereits bekannt wäre!

Ich weiß wirklich selbst den Titel noch nicht, denn Maria Theresia kann ich es um so weniger nennen, da es sich, wie bei den früheren Werken, nur an ihre Zeit anlehnt.

Wie gern möchte ich erst wieder arbeiten! zuweilen klopft es an; vielleicht bald.

Sie müssen allen solchen Gerüchten fest widersprechen, denn Sie sollen es immer zuerst wissen, was ich beschließe.

Wie freut mich die zweite Auflage von Vittoria Accorombona; das sind Lorbeeren, die nicht stechen, um das weiße Haupt des Dichters!

Dagegen möchte ich Ihr Gesicht sehen, wenn ich Ihnen einen kürzlich erhaltenen Brief eines Literaten und Diplomaten zeigen könnte, der in allen anderen Beziehungen gut und brav und namentlich mir von ganzer Seele ergeben ist, aber an dieser literarischen Klippe dennoch scheitert. Er gehört zum Comité, die in München „deutsche Blätter für Literatur und Leben" herausgegeben. Dabei folgt eine Kritik eines Freundes in diesen Blättern — ich vermuthe Maltitz — dessen Wärme und geistreiches Wohlwollen er rühmt. Was soll aber wohl der Autor oder irgend ein vernünftiger Mensch mit solcher Kritik anfangen? Dann sagt er: er enthielte sich jedes Urtheils, das wäre aber gewiß, daß der Beifall oder Antheil an diesem Werke nicht über den Thüringer Wald hinaus gedrungen wäre, oder dort Beifall erlangt

hätte; in Wien und München hätten ſie keinen Antheil gefunden. Er räth mir, wenn ich ſchreibe, bei der Gegenwart ſtehen zu bleiben, da es mir nie gelingen würde, irgend den Charakter eines anderen Landes oder einer anderen Zeit zu treffen; weder engliſch, noch franzöſiſch, weder Renaiſſance noch Rococo wären dieſe Zuſtände, ſondern norddeutſch, ja Berliniſch!

In dieſer Art bleibt die Herzensergießung eines wahren Freundes, wie er ſich nennt, und ich geſtehe Ihnen meine Schwäche — es hat mich etwas verdroſſen. Erſt wollte ich antworten, aber bald ſchien es mir würdiger, Alles mit Stillſchweigen zu übergehen. Haben Sie — ohne Mühe für Sie — eine Ueberſicht von den Beſtellungen nach Süddeutſchland, ſo möchte ich wohl, nicht die Zahl kennen, ſondern vergleichungsweiſe, wie ſolche ſich zu Norddeutſchland verhalten; dies könnte ich, wenn es ſich günſtig ſtellt, wohl indirekt ihm zukommen laſſen.

Sollte Norddeutſchland allein die drei Auflagen von Godwie-Caſtle verſpeiſt und die zweite Auflage von St. Roche bewirkt haben?

Wie war ich erſtaunt über Ihre Ankündigung der vierten Auflage von Godwie-Caſtle*) aber wie ſehr habe ich mich darüber gefreut. Daran, denke ich, ändern wir

*) Die fünfte Auflage, deren Ausgabe die verehrte Verfaſſerin leider nicht mehr erlebte, erſchien 1849.

nun nichts mehr; es mag nun ſo ſein Ende finden, oder was meinen Sie dazu?

Wollen Sie mich nicht beklagen, daß ſo viel Krankheit immer noch zwiſchen mich und meine liebſte Beſchäftigung tritt? Ich bin ſo ſtumm, ſo müde an Leib und Seele, und habe wieder meinen alten Glauben, daß es vorbei iſt mit meinem ſogenannten Talent. — O! käme doch erſt eine beſſere Zeit!

Wie gütig ſind Sie, mir die zweite Auflage von Vittoria Accorombona zu gönnen; wie liebe ich ſie ſchon, da ſie ein Sonnenlicht iſt auf dem bleichenden Haupte des Dichtergreiſes.

Und nun wünſche ich Ihnen doch Glück zum neuen Jahr! obwohl ich die abwehrende Bewegung Ihres getrübten Geiſtes ſehe; aber ich wünſche Ihnen doch Glück und prophezeie Ihnen hiermit, daß Sie noch einſt glücklich und frei ſich fühlen werden. Niemand kann ſagen, ſo wird es ſein und bleiben, ſondern Gottes allweiſe Hand leitet die Veränderungen herbei, die unſer Heil werden!

Mein Bruder und ich — wir Beide ſind Ihnen herzlich ergeben!

Berlin, den 4. Dezember 1840.

XXI.

(Ueber H. Laube.)

Die beigefügte Kritik ist allerdings nur wohlwollend, aber auch nicht viel mehr; sie hat eine ruhig dahin schwimmende Behaglichkeit, die allerdings wohl thut, aber damit genug! Solch ein Brief, wie Laube mir schrieb, anregend, forschend, zweifelnd, das ist, wonach man wieder ausschaut; jener Aufsatz ist recht vortheilhaft für das größere Publikum, denn er ist bequem nachzufühlen, und daran glauben die, welche nicht selbst denken, aber der Autor will mit dem ebenbürtigen Geiste den Kampf, der die Kräfte zum Bewußtsein ruft, und er fürchtet selbst Niederlagen nicht, weil er den Gegner sich so mächtig wünscht. Ihre Briefe und Laubes Brief sind mir die liebsten in meiner Sammlung über St. Roche, und Sie werden daher begreifen, wie leid es mir thut, daß Laube mir nicht geantwortet hat und ich jetzt wohl kaum noch darauf hoffen darf.

Dabei weiß ich die Ursache nicht aufzufinden, und indem ich jede Bedingung glaube erfüllt zu haben, die sich mir durch ein so ehrenvolles Entgegentreten auferlegte, kann ich keinen neuen Schritt thun, und bin so durch irgend ein Mißverständniß um willkommene Mittheilungen gebracht.

Berlin, den 26. Dezember 1840.

XXII.

(Noch einmal das „Dohlenneſt.“)

Gewiß haben Sie Ihren Wunſch, mir eine Freude zu machen, vollſtändig erreicht; obwohl ich Ihre Briefe ſchon immer dazu rechne; war doch dieſe ſchöne, glänzende Gabe*) die, ſo ſinnvoll gewählt, gleich die Abſicht des Gebers enthielt, recht dazu geeignet, mir eine Ueberraſchung und Freude zu werden. Haben Sie herzlichen Dank dafür, und glauben Sie mir, daß ich mich wohl fühle in der Beziehung, die unſere äußeren Verhältniſſe uns gab, den Kern einer auf gegenſeitige Hochachtung gegründeten Freundſchaft uns geſichert zu fühlen. Auch daß Sie mich in meinem letzten Briefe nicht mißverſtanden haben, freut mich, obwohl die Art, wie Sie mir antworten, ſo trübe iſt, daß ich ſie ohne tiefe Wehmuth nicht leſen konnte. Nur das Eine noch: Es iſt keine Unmännlichkeit, wo nur der Menſch ſein Recht begehrt. Die Klage, oder das Eingeſtändniß des Leidens ſcheint mir immer ein eben ſo beſtimmtes Element einer reichen und kräftigen Natur, als die Beherrſchung derſelben durch die Kraft unſeres Willens.

Noch immer glaube ich nicht an eine böswillige Abſicht in Bezug auf das Dohlenneſt.

*) Es war ein Schreibzeug.

Da ein Dohlenneſt in dem Buche vorkommt, ließ ich bei einem Jägersmann von der vornehmen Schule indirekt nach der Natur der Dohlen forſchen. Wie? das weiß ich freilich nicht, aber daran könnte ſich das Gerücht wohl anknüpfen!

Der verehrten Königin, der ich im Herbſt verſicherte, höchſtens zum nächſten Herbſt würde das neueſte Werk erſcheinen, glaubte ich eine Erklärung über dies Gerücht ſchuldig zu ſein; ſie war auf das Liebenswürdigſte böſe, weil ſie glaubte, man wolle mir Etwas zu Leide damit thun, und fordert öffentliches Entgegentreten von meiner Seite. Ohne meinen Namen hat Spiecker darauf in ſeinem Blatte widerlegt, ich habe ihr aber ſagen laſſen, daß ich es durchaus nicht für böſe Abſicht hielte. Das Aufſehen war merkwürdig, von mehreren Seiten ward ich um ſchriftliche Erklärungen gebeten, weil die Buchhändler und Leihbibliotheken überlaufen wurden; und Sie ſelbſt haben nun darunter zu leiden gehabt; doch iſt mir Ihre Anzeige in dem Leipziger Blatt ſehr willkommen!

Berlin, den 2. Januar 1841.

XXIII.

(Titelbilder zu Godwie-Caſtle und St. Roche.)

Es war mir ein Troſt zu wiſſen, daß Sie durch Profeſſor Müller von meiner Krankheit wußten. Neun Wochen habe ich unter namenloſen Leiden danieder gelegen, ſeit acht Tagen ſitze oder liege ich im Sopha, und ich weiß am Beſten, wie weit ich noch von meiner Geneſung entfernt bin.

Möge es Ihnen Freude machen, daß Sie in dieſer Schmerzenszeit durch Ihre Sendung*) zu meiner Erheiterung beitrugen. Dieſe Liſte, oder die geiſtige Statiſtik über den Verbrauch des In- und Auslandes iſt höchſt intereſſant, und wir haben ſie recht ſtudirt. Wenn dies alle Buchhändler thäten, das wäre in Wahrheit eine zu fürchtende, geiſtige Polizei, vielleicht nicht ohne wirkſamen Einfluß, und beſonders für Deutſchland, denn man ſchreckt den guten Deutſchen durch nichts mehr und macht ihn zahmer, als durch Andeutungen ſeines Zurückſtehens gegen fremde Entwickelung.

Ihr ſchöner Einfall, ein Titelblatt mit der Repräſentation der beiden Namen bei den nächſten Ausgaben

*) Es war eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des Abſatzes der erſten 3000 Exemplare von St. Roche, nach Staaten, Provinzen und Städten geordnet.

von Godwie-Caſtle und St. Roche hinzuzufügen, fand bei uns großen Beifall. Im Atelier meines Bruders fand ſich kein paſſendes Individuum, und wir glaubten daher ganz in Ihrem Sinne zu handeln, wenn wir den genialen Landſchafter Biermann mit Ihrem Auftrage bekannt machten. Antwort haben wir noch nicht; wenn er es aber übernimmt, dürfen wir auf ſchöne Ideen rechnen. Ach! warum kann ich nicht zeichnen! Ich ſehe beide Schlöſſer ſo vor mir, daß ich danach bauen könnte!

Berlin, den 6. März 1841.

XXIV.

(Vom Krankenbett. Biermanns Zeichnungen. Erkundigung über H. Laube.)

Ich hoffte Ihnen ſelbſt ſchreiben zu können, d. h. ich hoffte endlich von den langen Leiden erlöſt zu werden, die mich dieſen Winter heimgeſucht haben. Aber dieſe Hoffnung iſt zu voreilig geweſen, und ich liege noch dieſen Augenblick unter großen Leiden zu Bett und bediene mich heute einer lieben vertrauten Hand, um Ihnen einige Nachricht von mir zukommen zu laſſen. In der kleinen Zwiſchenpauſe, die meine Krankheit machte, war ich nicht unthätig in Bezug auf Ihren Auftrag, betref-

fend die Anſichten zu Godwie-Caſtle und St. Roche; aber ich kann nicht ſagen, glücklich.

Zwei wunderſchöne Zeichnungen wurden mir zwar von dem ausgezeichneten Künſtler Herrn Biermann übergeben, aber wer hätte auch nur entfernt ahnen können, daß dieſe Blätter St. Roche und Godwie-Caſtle vorſtellen ſollten. Um ſie Ihnen aber hinzuſchicken, ſchienen ſie mir zu ſehr gefährdet. Mein Bruder tröſtete mich mit der Hoffnung, Sie gingen vielleicht nach der Leipziger Meſſe über Berlin zurück und wir könnten mündlich das Weitere beſprechen.

Soll ich dieſe liebe Ausſicht nicht feſthalten? Selbſt an meinem Krankenbette würden Sie mir ein willkommener Gaſt ſein und ich mich aller Nachſicht von Ihnen geſichert halten, die mein oft troſtloſer Zuſtand erfordert.

Wenn Sie in Leipzig ſind, ſo ſuchen Sie doch von Laube zu erfahren, warum er mir nicht geantwortet hat, da mein Brief faſt eine Aufforderung dazu enthielt. Je mehr ich von ihm las, je bedeutender erſchien er mir und je öfter bedauerte ich, daß irgend ein Mißverſtehen in meinem Briefe ihn verſtimmt haben muß. Ihrem Takte und Ihrer feinen Rückſicht für mich verdankte ich am Liebſten eine Aufklärung hierüber.

Berlin, den 19. April 1841.

XXV.

(Schirmer ſoll die Zeichnungen zu Godwie-Caſtle und St. Roche beſorgen.)

Die Schlöſſer St. Roche und Godwie-Caſtle ſind in die Hände von Schirmer übergegangen, und ſchon exiſtirt ein herrliches St. Roche, und Godwie-Caſtle iſt in Arbeit. Nun iſt die Frage, wollen Sie den Stich dort machen laſſen, oder ſoll es hier geſchehen, wo Schirmer es dann unter Aufſicht nehmen will, und die gute Ausführung von dem Kupferſtecher Haſſe verbürgt. Aber nun! Wollen Sie die Zeichnungen vorher ſehen? Kommen Sie? Sollen ſie hingeſchickt werden? Iſt Ihnen mein und meines Bruders Zeugniß genug? Darüber, hoffe ich, antworten Sie mir recht bald, viel lieber, wenn Sie ſelbſt kommen!

Berlin, den 12. Juni 1841.

XXVI.

(Erinnerungen an das Schleſiſche Gebirge und den Aufenthalt in Fiſchbach.)

Obwohl ich ungewiß bin, ob Sie dieſe Zeilen treffen werden, will ich ſie doch abſenden, denn oft ſind Störungen in Ihren Reiſeplänen eingetreten, und dann empfangen Sie dieſe Zeilen gewiß gern.

Seitdem ich in Schlesien war, steigerte sich mein Interesse für dies herrliche Land, und ich habe Schmerz, Sorge und Freude, wie eine in den Bergen Geborene, mit durchgemacht.

Machen Sie nur, daß Sie dem Herbst noch seine Schönheiten ablauschen; nirgends schützt die Natur ihre Reichthümer länger, als in den Bergen, die Färbungen sind dort oft fabelhaft; das Grün der Wiesen, die Moose in den Wäldern, und dies von Thau oder Nebel getränkte glänzende Laub, diese Fantasmagorieen der Luft mit den Nebelstreifen, blauen und violetten Luftschichten, und dem dazwischen vortretenden tiefblauen Himmel, selbst die Stille in der Natur hat etwas Erhabenes, was sich wohl den holden Plaudereien des Frühlings zur Seite stellen darf, und dann — in Schlesien, wo die holdesten Schwätzer an jedem Gebirgsweg nebenher laufen — ich bin immer entzückt gewesen über die kleinen flüsternden und murmelnden Bäche, die alle Geheimnisse ihres mit bunten Spielereien angefüllten Bettchens verrathen und die lustigen, flüchtigen Forellen beherbergen, die ich in der Schüssel kaum ohne Vorwurf ansehen konnte. Da so mitten drein als guter Fußgänger zu stecken, dahin und dort, hinunter und hinauf sich zu wenden, Alles zu genießen, was neben dem Wege liegt, das ist ein Genuß, den ich sonst kannte, jetzt aber wohl für immer verloren habe.

Ordentlich zagend fahre ich nun fort, Ihnen zu ſagen, wie ungünſtig bis jetzt der Erfolg des Bades ſich zeigt. Am 23. Auguſt verließen wir Warmbrunn, und trafen über Dresden den 30. hier ein. Drei Tage war ich nur aus dem Bette, dann ſtiegen die Schmerzen bis zu einem nie dageweſenen Grade.

Am 7. September Abends erwartete mein Bruder mein Ende; er hielt mich im Arm, während ich erkaltete, und der Todesſchweiß meine Stirn netzte! Die homöopathiſchen Mittel retteten mich dennoch; jetzt ſitze ich in Decken eingepackt und — weiß nicht recht, worauf ich noch hoffen ſoll. Doch hoffe ich! — Nicht in meinen kranken Gliedern, in meiner Bruſt lebt ein Fünkchen von Geſundheit; genug ich hoffe!

Wenn Sie wüßten, wie viel Gutes mir in Ihrem Schleſien geſchehen iſt, Sie würden doch erſtaunen.

Ein unvergleichlich herrlicher Tag war der 20. Auguſt in Fiſchbach. Freilich rühme ich mich einer dreißigjährigen Bekanntſchaft mit der hohen Beſitzerin und ihr entſprechend wurden wir auch aufgenommen. Ja ſie iſt vollſtändig treu und der Prinz auch, und die liebliche Prinzeſſin Marie, dieſe Gemſe in den grünen Bergen!

Ich wurde durch alle Parthieen in Fiſchbach in einem Lehnſtuhl getragen, während die hohen Herrſchaften an meiner Seite gingen, um mir alle ihre Lieblingsplätze zu

zeigen. Zu Mittag fuhren wir mit ihnen nach den Falkenſteinen, wo wir in dem reizenden Schweizerhäuschen zu Mittag aßen. Zurück ward ich wieder getragen, während ſie wieder zu Fuß neben meinem Stuhle hergingen, und war Beider Ueberlegen immer nur, mir Freude zu machen und jede Anſtrengung von mir abzuhalten.

Eben habe ich ihr geſchrieben, und habe ihr auch die kleinen Aufſätze geſchickt, die Herr Inſpektor Schück aus Brieg mir über einzelne Strafgefangene gemacht hatte; auch wünſchte ſie ſeine Recenſion über St. Roche zu leſen.

Die Bekanntſchaft Ihres Freundes, des Grafen Dyhrn (ſo glaube ich, iſt ſein Name) wäre mir noch erfreulicher geweſen, wenn ſie nicht zu flüchtig geweſen wäre.

Haben Sie denn ſchon die Penelope geſehen mit dem Bildniß der Verfaſſerin von Godwie-Caſtle? Ich kann nicht ſagen, daß es zu meinen Ergötzlichkeiten gehört, von allen Leuten darauf angeredet zu werden, denn mit der Abhärtung hat es doch noch immer ſeine Grenzen.

Berlin, den 26. September 1841.

XXVII.

(Arbeits-Pläne.)

Wünſchen Sie mir Glück! ſeit dem 22. Oktober ſchreibe ich wieder.

Sie ſprechen vom dritten Theil, das machte mich ganz traurig. Jetzt bin ich bei dem Ende des erſten Theils, obwohl der zweite vorbereitet iſt.

Bleibt Alles ſo gut, ſo werde ich bis Mitte November mit dem erſten bis zum Abſchreiben fertig, dann bis Januar mit dem zweiten, dann kann ich den dritten mit dem Frühling vollendet haben.

Aber wie kann ich ſolche Pläne machen? Gottes Segen kommt von oben!

Wie mich das glücklich macht, kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken! ich bin wieder jung daran geworden.

Mein Bruder grüßt Sie herzlich!

Ich bewohne noch immer meinen lieben Thurm. Adio! Gott behüte Sie! herzlich ergeben.

Berlin, den 31. Oktober 1841.

Thomas Thyrnau.

1841.

I.

(Ein neues Manuſcript. Bangigkeit und Zweifel während des Schaffens. Tieck.)

Wie leid thut es mir, daß uns gegenſeitige Bedenklichkeiten um das gebracht haben, was wir Beide gewünſcht haben, nämlich um eine fortgeſetzte Mittheilung des neuen Manuſcripts.

Ich bedarf immer der Ermunterung, weil mir, was ich ſchaffe, nie imponirt; und das, was als Schöpfung hervortritt gegen das, was ſich mir in einer noch nicht greifbaren Offenbarung zeigt, mir leicht zu gering erſcheint. Da thut mir der Zuſpruch eines Bewährten, an deſſen Urtheil ich Glauben habe, wie eine Stärkung ſehr wohl.

Möchten aber doch Ihre ſanguiniſchen Hoffnungen für dies neue Werk wahr werden; ich theile ſie noch nicht, und tröſte mich allein damit, daß es bei St. Roche mir ebenſo ging.

Ich ſchrieb damals, als ich das Manuſcript Ihnen überſchickt hatte, meiner lieben Prinzeß: „Nun es abgegangen iſt, kommt es mir vor, als ſtände gar nichts

darin, und ich kann meine Kühnheit nicht faſſen, daß ich es drucken laſſe."

Nachher ſagte ein Recenſent, man möchte mir Oekonomie der Mittel anrathen! Ich mußte an meinen damaligen Brief denken; es mußte alſo doch Etwas darin geſtanden haben!

Gäbe es doch ſchon Eiſenbahnen!

Da kämen Sie am frühen Morgen ans Kamin in meinem Thurm, wo der Herbſtwind ſeinen Geſang hören läßt, und die hohen Baumgipfel die gelben Blätterkronen hin und her neigen, — wie ich das liebe und wie es zur geſelligen Mittheilung Luſt macht, — dann äßen Sie, wie nun ſchon gewohnt, unſere kleine bürgerliche Mahlzeit mit uns, und den Abend könnten Sie in Ihrem eigenen Bette in Breslau ſchlafen! Wann wird's doch ſo weit ſein?

Heute höre ich Tieck leſen! Er war bei mir und von einer überaus großen Liebenswürdigkeit, mit freundlicher Achtung meiner Werke gedenkend; man ſagt mir, er habe mir ſein ganzes Herz zugewendet; das iſt doch recht wunderbar; als ob Dorotheen's Worte bei ihm nachgewirkt hätten.

Von Brockhaus aus Leipzig bekam ich einen ſehr verbindlichen Brief; er bat mich, an ſeinem Taſchenbuche — ich glaube Urania — Theil zu nehmen; es war ſo überaus ehrend abgefaßt; natürlich mußte ich es

ablehnen. Das ist schon das dritte Taschenbuch, und die Journale weiß ich nicht all', an denen ich helfen soll. Ich aber glaube, das ist Alles nicht mein Genre; Gott gebe, daß ich dieses immer erkenne und nie aus meiner stillen Sammlung mich herauslocken lasse.

Berlin, den 17. November 1841.

II.

(Der Titel des neuen Romans: Thomas Thyrnau.)

Sie haben mir große Freude durch die Mittheilung der Zeichnung von Godwie-Castle gemacht; sie scheint mir sehr schön, sehr gelungen zu sein. Immer werde ich der Meinung sein, daß Godwie-Castle nicht so gelungen wie St. Roche ist; aber, da ich so unglücklich bin, es nicht selbst zeichnen zu können, muß ich schon mit dieser theilweisen Ausführung zufrieden sein!

Bis zur letzten Woche war ich sehr fleißig, aber seit acht Tagen bin ich wieder leidender; das Schreiben ist mir verboten worden, und meine eigene Abspannung willigt nur zu geneigt ein. Dessenungeachtet bin ich mit dem, was ich besaß, bis zum letzten Drittheil des zweiten Bandes vorgedrungen; Gott gebe seinen Segen! Jetzt, glaube ich, wird das Ganze „Thomas Thyrnau"

heißen, doch weiß ich es noch nicht gewiß; wir wollen es daher für uns behalten!

Gestern Abend ist meine geliebte Prinzeß zurückgekommen; mir ist schon wohler, wenn ich nur weiß, sie ist wieder da.

Berlin, den 20. Dezember 1841.

III.

(Leiden der Berühmtheit. Ein Urtheil über die Romane der Gräfin Hahn-Hahn. Geist ohne Gesinnung und daher ohne Sittlichkeit.)

Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahr, wofür ich Ihnen herzlichen Dank sage, erwiedere ich mit wahrem Antheil! Gesund am Körper sind Sie jetzt, ich wünsche Ihnen also ein muthiges Herz, ein Herz, welches die Hindernisse zu seinem Glücke zu besiegen beschließt und recht bald den Kampf beginnt und vollendet!

Gleich nach Weihnachten mußte ich wieder zehn Tage zu Bett liegen, und obwohl ich jetzt auf bin und gelegentlich ausfahre, leide ich doch oft so heftige Schmerzen, daß ich wohl fühle, mein Uebel würde bei der kleinsten Vernachläßigung zu der früheren Höhe steigen, ja vielleicht wird es mit dieser Vorsicht noch wachsen.

Meine Arbeit hat dann auch geruht, denn dieſe Schmerzen befangen den ganzen Zuſtand! Dennoch hoffe ich jetzt noch wieder anfangen zu können.

Geſtern bekam ich einen Brief aus Hamburg, worin mir mitgetheilt ward, Gutzkow ſchriebe drei weibliche Portraits; das der Prinzeß von Sachſen, das Meinige und das einer dritten Dame, deren Name mir nicht genannt ward, aber mit ſtarken Ausdrücken bezeichnet ward. Dieſer Brief erklärte ſich mit großer Heftigkeit gegen ein ſolches Unternehmen, fand beſonders die Geſellſchaft jener Ungenannten ungeziemend für mich, und verrieth Pläne, dagegen aufzutreten. Ich ſollte nun Nachricht geben, ob mich Gutzkow kenne. So wahrhaft unangenehm mir dies Unternehmen wäre, bin ich doch mehr beſchwichtigend eingeſchritten. Wenn ein Proteſt gegen das Unternehmen nicht in ſehr würdiger Haltung abgefaßt iſt, würde ich durch ein Gezänk, was entſtehen könnte, immer tiefer verletzt werden. Ich bat, mir den Namen der dritten Dame zu nennen, verſicherte, von Herrn Gutzkow nicht gekannt zu ſein, frug an, ob die beiden Portraits zu Gunſten dieſer dritten Ungenannten etwa Pasquills ſein ſollten, was mir aus dem großen Zorn hervorzugehen ſchien, und erwarte nun die Antwort, hoffend, durch meine Vorſtellungen eine ruhigere Beobachtung bewirkt zu haben. Die Antwort theile ich Ihnen mit, doch for-

ſchen Sie Ihrerſeits ein wenig, verſchweigen Sie aber, daß ich Ihnen dies mittheilte.

In dem Fall, daß Gutzkow dies wirklich thut, möchte ich an Laube ſchreiben, ihm das alleinige Recht zugeſtehen, eine ſolche Skizze von mir zu entwerfen und dabei jetzt gleich öffentlich zu erklären, daß er allein mit dem Material dazu und meiner Erlaubniß ausgeſtattet worden ſei und zur gelegenen Zeit damit hervortreten werde. Darin läge ein Negiren des Gutzkow'ſchen. Dies Ereigniß ſtellt heraus, was ich mir noch immer verleugnete, in der dünkelvollen Hoffnung, man werde mich nicht öffentlicher machen, als ich es ſelbſt wollte, nämlich: daß es klüger geweſen wäre, in Laube's geſchickte Hände damals die Conceſſion zu dieſer Skizze zu geben, als ſie jetzt gewaltſam gegen meinen Willen in vielleicht böswilliger Form erſcheinen zu ſehen.

Wäre die Prinzeß Amalie nicht in Italien, würde ich ihr ſchreiben; ſie hätte es ſich vielleicht verbitten laſſen können, und für mich mit.

Von den Sachen der Gräfin Hahn-Hahn habe ich Mehreres geleſen, auch Fauſtine. Sie fordern mein Urtheil; wiſſen Sie es nicht ſchon?

Das ſind für mich liederliche Bücher! Gewiß hat ſie Geiſt, aber keine Geſinnung! Erfahrung, Beobachtung auf dem ſchmutzigſten Terrain; Redefluß und Gewandtheit des Stils, aber Halbheit der Gedanken, halbe

Wahrheiten, halbe Anſchauungen! Sie iſt das Produkt der traurigſten Richtung unſerer Zeit; von einer ſelbſt bereiteten ſchiefen Stellung aus ſieht ſie das ganze Leben ſo verſchoben, daß ihr nichts wie der Ueberdruß bleibt und die ironiſirende Herbigkeit, mit der ſie alle Zuſtände zubereitet, daß ſie ihr dann unterliegen müſſen. Sie hat kein äſthetiſches Bedürfniß, kein religiöſes, kein ſittliches — darum ſucht ſie es in der ganzen Welt zu negiren, ſie möchte der deutſche George Sand ſein und verſucht wenigſtens ihre Schriften und ihre Perſon unſerm Geſchlechte unzugänglich zu machen. Bei Vittoria Accorombona mußte man mir hinterher erſt ſagen, daß es Ungeziemendes enthielte; dieſe grobe Sinnlichkeit war an mir abgeglitten, ohne ſich in mein Verſtändniß einzuſchleichen; bei den Büchern der Hahn-Hahn fühle ich es gleich und trage den Ekel bei mir, ſo lange ich dabei bleibe. Es iſt bei ihr keine Naturerſcheinung, die ihre Unſchuld und Geltung haben kann; es iſt bei ihr eine brutale Anerkennung der Ausartung, wie ſie die Seele beſchmutzt — und bei einer Frau welche unnatürliche Bravade!

Ich halte ihre Bücher für gefährlich; es iſt ein wildes Waſſer, das ſchillernd daherſprudelt, zerriſſene Blumen, leere Muſcheln und Steine, vom Getriebe polirt, mit ſich führt und die Aufmerkſamkeit feſſelt, aber den Boden aushöhlt und nicht geleitet werden kann,

um zu einem reinen Spiegel zu werden. Sie nimmt immer einen ungeheuren Anlauf, aber darum nenne ich ihre Bücher auch liederlich, weil sie nachher sich wenig um die Entwickelung bekümmert und fast mit Ueberdruß Alles werden läßt, wie es will; dabei müssen ihr, trotz des Mangels aller Veranlassung, die Menschen thun, was sie sich vorgesetzt hatte, obwol es später fast unmöglich ist durch die liederliche Vernachlässigung der Arbeit.

Ich bin Ihnen wohl nicht zu streng; doch bitte ich, behalten Sie es für sich, ich könnte leicht verkannt werden; das wird nicht Ihr Fall sein, darum schrieb ich es nieder, wie ich es meine. Mündlich bin ich zurückhaltend darüber; schriebe ich nicht selbst, würde ich mich deutlicher erklären; aber gestehen Sie es: Viele würden blos das Urtheil der Schriftstellerin darin erkennen.

Berlin, den 17. Januar 1842.

IV.

(Urtheil über den Charakter des neuen Romans. Tieck. Eine Bemerkung über Mundt's: Th. Münzer.)

Ich verlasse mich immer darauf, daß wenn ich Ihnen endlich sagen kann: ich schreibe! Sie mir gern die Unterlassung einer Antwort verzeihen.

Ich war doch nur ſo krank, daß ich nicht am Schreiben verhindert ward; auf dies Maß kommt es aber an; werden die Schmerzen zu ſtark, dann zerſtreuen ſie mich oder ermüden mich zu ſehr. In der letzten Zeit ließen ſie ſich bändigen, ſie gingen gezähmt nebenher.

Das Buch in ſeiner Entſtehung macht einen ſonderbaren Eindruck auf mich. Ich möchte ſagen, es iſt ein ſchweres Buch, es iſt ſpröde und verlangt mich immer ganz; ich ſehne mich oft darüber hinaus, nach Waldesgrün, nach Träumen, nach Poeſie! Ich baue diesmal mit Steinen; mich friert dabei. Gewiß iſt es, daß ich immer das wenigſte Urtheil darüber habe; das zeigt alle frühere Erfahrung!

Das aber glaube ich: es wird ein tüchtiges Portrait von Maria Thereſia, und es kommt viel mehr von ihr darin vor, als ich anfänglich dachte.

Daß Tieck meiner freundlich gedachte, freut mich; ich muß auch ſagen, daß mir ſehr wohl mit ihm war, und ich freute mich, daß ich ihn nur lieber bekam, juſt wo ich wußte, ſein Urtheil ſei mir nicht günſtig geweſen.

Immer ſchon hatte ich das an mir wahrgenommen, daß die Perſon ſich gar nicht dadurch für mich veränderte, ob ſie mich tadle oder lobe; aber immer nehme ich es wieder gern wahr!

Ich bin jetzt bei der wichtigſten Partie des Buches; danach werde ich erſt beſtimmen, ob es Thomas Thyr-

nau heißen ſoll. Angenehm iſt es mir nicht, daß Mundt eben einen Thomas Münzer herausgegeben hat; aber das Buch iſt ſehr bedeutend; leſen Sie es ja, wenn es noch nicht geſchehen iſt; der Anfang wie poetiſch, dann die Geſchichte ſo gewaltig aufgefaßt; was ich am meiſten bewundere, iſt die reine Objectivität.

Ich habe den größten Reſpekt vor Mundt bekommen.

Berlin, den 11. März 1842.

V.

(Der Titel des neuen Romans. Das Bild Maria Thereſias. Ein Beſuch Laubes.)

Jetzt rechne ich mit Sicherheit darauf, daß Ihnen mein ſparſames Schreiben nicht mehr auffallend iſt und Sie es ſich gefallen laſſen, um des Hinderniſſes willen.

Ich mußte durchaus mit dem dritten Theil erſt auf einen gewiſſen Punkt gekommen ſein, ehe ich die Feder zu etwas Anderem gebrauchen konnte.

Dieſer Moment war in der vorigen Woche erreicht, ich habe das Buch danach „Thomas Thyrnau" gekauft und wollte Ihnen das gleich ſchreiben; aber noch dringender ſtellte ſich die Arbeit heraus, die Veränderungen im zweiten Theil vorzunehmen, die erſt mit Beendigung des vorerwähnten Momentes im dritten Theil vollſtändig

auszuführen waren; da ich nun bis dahin das Fortſetzen der Abſchrift aufhalten mußte, drängte dieſe Arbeit die brieflichen Mittheilungen wieder zurück.

Bis auf wenige Bogen bin ich auch mit dieſer Arbeit fertig und glaube nun um ſo eher mir das Vergnügen dieſes Briefes erlauben zu dürfen, als geſtern Ihre zweite ſo erfreuliche Sendung es mir doppelt wünſchenswerth machte, Ihnen auf Alles, was Sie auch intereſſirt, zu antworten.

Ihrem Vorſchlag, Ihnen zum Druck die Theile des Thomas Thyrnau, wie ſie fertig werden, zu ſenden, widerſtrebt viel in mir, obwohl ich es Ihnen noch nicht abſchlagen will. Es iſt etwas gegen meine Gewiſſenhaftigkeit! es hat etwas Uebermüthiges, Gewagtes, und weniger wie St. Roche und Godwie-Caſtle berechtigt mich dies wunderliche Buch dazu, vor dem ich ſo oft verſchüchtert inne halte, nicht recht wiſſend, wohin es wollen wird!

Es iſt plötzlich Etwas emporgeſtiegen, was einen Rückblick nöthig macht und zweimal ſchon im erſten und zweiten Theil eine Correktur veranlaßte. Denken Sie, wenn ähnliche Erfahrungen ſich bis zu Ende des Buches wiederholten und die Preſſe mir dann meine Gewalt über das Ganze entzöge! Welche Vorwürfe würde ich mir machen, und wie würde mich das um meine ganze Selbſtbefriedigung bringen, mit der — ich leugne es

nicht — ich immer anfangen muß, um die Ruhe der Seele zu behalten, die mich gegen das Verhältniß zum Publikum ſpäter ſichert.

Dies voran geſendet mit der Offenheit, die Sie ſicher nicht mißverſtehen, will ich doch Ihren Wunſch behalten und damit ein leiſes Drängen bewirken, ſo daß vielleicht ſich doch etwas Förderndes ergiebt. Z. B. dachte ich Ihnen vielleicht recht bald den erſten Theil zur Korrektur an den unbekannten Gehilfen zu ſenden, deſſen Beiſtand ich nicht entbehren will, obwohl wir oft verſchiedener Meinung ſind, was unſer gutes Verſtändniß nicht aufgehoben hat.

Wenn er den ganzen erſten Theil durchgeſehen hat, ſenden Sie ihn zurück; dann ſchicke ich den zweiten, und ſo fort. Vielleicht leſen Sie ihn dann, und dies iſt mein Wunſch und auch wieder nicht; ich möchte, Sie läſen es in einem Guß; ich erinnere mich auch, daß Sie ſelbſt erklärten, jedes Buch lieber gedruckt leſen zu mögen; und doch würde mir Ihr Urtheil ſo viel ſein! — Ich kann Ihnen ſagen, daß ſeit einiger Zeit, wo das Ganze ſich innerlich mehr befriedigt und ſchon die Nothwendigkeit der Anlagen, die oft gegen meine Neigung ihr Recht forderten, ſich beweiſt, ein wärmeres Verhältniß zu dem Ganzen in mir entſteht; und noch mehr geſtehe ich Ihnen, ich denke, es dürfte eben ſo gut Maria Thereſia heißen; denn der habe ich, weiß Gott! mein Herzblut eingeflößt!

Wegen Thomas Münzer war ich überdies mit meinem ſo ähnlichen Titel „Thomas Thyrnau“ ganz verlegen, aber der alte Thomas Thyrnau iſt werth, daß ich es nach ihm nenne, und unmöglich konnte ich ihm auch nur den Vornamen ändern; ich glaube, er wäre mir erſchienen. Scheint es Ihnen aber auch bedenklich, ſo ſchreiben Sie es mir doch, wir wollen es dann in Ueberlegung nehmen. Maria Thereſia will ich es aber doch nicht nennen, trotz meiner obigen Aeußerung.

Ich komme auf eine Vergleichung, die man aus Anlaß der ähnlich lautenden Titel zweier Romane zwiſchen Mundt und mir angeſtellt hat.

Wenn es wahr ſein kann, daß Mundt meine Gegenſtände nicht glücklicher behandeln würde, als ich, würde ich dagegen im Stande ſein, ein ſo energiſches Volksleben darzuſtellen, als es Mundt gethan?

Wer das Feld, welches er wählt, glücklich beherrſcht, hat dem ſich gleichgeſtellt, der das auch that, wenn auch Beide in verſchiedenen Gegenden lagen.

Man ſagte mir letzthin, daß in den höheren Kreiſen Wiens ein großer Antheil für dies neue Buch erregt ſei, da ſich das Gerücht bereits verbreitet habe, es enthalte viel von Maria Thereſia. Ich kann mir ſehr wohl denken, daß dies durch Gräfin Eſterhazi entſtanden iſt, die große Zuneigung zu mir in Warmbrunn faßte und die ich ein wenig über Notizen ausforſchte.

Sie ſchwärmte für den Gedanken, etwas von dieſer Kaiſerin leſen zu können. Sie haben freilich wenig genug von ihr und ſtecken doch Alle voll naiver, ſüddeutſcher Neugier!

Laube brachte mir geſtern Morgen ſeine Frau; es war eine intereſſante Stunde! Sie gefielen mir Beide ſehr wohl. Seine Art und Weiſe mit mir würde Sie durchaus befriedigt haben; ſie hatte etwas Edles, Zutrauungsvolles, faſt Ehrerbietiges! Er hat eine geiſtvolle Art zu fragen, zu hören; er regte mich an, ich fühlte das Verſtändniß eines bedeutenden Geiſtes. Sein Aeußeres kennen Sie; aber er hat Etwas, was mir ſo weſentlich iſt — er hat ein herrliches Organ!

Gewiß iſt ſeine liebenswürdige, feine Frau, die geiſtvoll und gut erſcheint, ſeine Retterin geworden; ich muß gut von ihm denken, das hat er gewiß gefühlt, und es trat das, was ich annehmen mußte, deſto leichter hervor. Ich habe ein Bedürfniß, das Gute anzunehmen; ſonderbar, daß ich, und mein Bruder auch, immer zu den guten Seiten der Menſchen gelangen; das beſtärkt meinen Glauben, daß wir das Herz anrufen müſſen; ſelten bleibt dann die Antwort aus; ſollte es auch mit einem kleinen Schreck erſt erwachen müſſen, es iſt oft deſto friſcher!

Er hat mir ein ſchönes Zeugniß gegeben. St. Roche iſt ihm noch lieber als Godwie-Caſtle; um es ſchreiben

zu können, ſagte er, dazu gehöre eine ſo ſeltene Vereinigung von Eigenſchaften, daß er ſie für unmöglich gehalten haben würde. Noch viel ſehr Ehrenvolles fügte er hinzu, ich kann aber doch nicht Alles ſchreiben. Zuletzt frug er nach Maria Nadaſti, — Sie hatten ihm davon geſagt; — endlich bat er mich darum, um ſie mit nach Muskau zum Fürſten Pückler nehmen und ſie ihm mittheilen zu dürfen (ſie gingen dahin); das habe ich unter der Bedingung erlaubt, daß er mir offen und ehrlich ſeine Meinung ſchreibt und auch die des Fürſten! Beides freut mich! Der Beſuch machte mich recht heiter.

Monaldeſchi ſah ich noch nicht und las ihn auch nicht; er iſt hier ſchlecht gegeben worden, das hatte Laube verſtimmt.

Berlin, den 10. April 1842.

VI.

(Ueber Umfang und Druck des neuen Romans.)

Sie, mein erſtes Publikum, haben mir durch Ihre Freude, durch Ihre Theilnahme großes Vergnügen gemacht.

Wie leſen Sie, wie verſtehen Sie! Es iſt eine der größten Befriedigungen, einem ſo gebildeten, ſo wohl-

wollenden Urtheil gegenüber zu ſtehen, vor ihm zuerſt das geheimnißvolle Schaffen dieſes inneren Triebes zu entfalten. Haben Sie Dank, herzlichen Dank! daß Sie es mir zugleich ſo geiſtvoll und belebt ausſprechen.

Ihre Meinung über die Ausdehnung des Buches bis zum vierten Theil iſt oft meine eigene geweſen; jetzt glaube ich es nicht mehr, obwohl der Stoff ſich noch nicht erſchöpft zeigt zur Mitte des dritten Theils. Ich fand die Aeußerung von Ihnen ſehr liebenswürdig, wär' ich nur erſt zurück und ſchriebe weiter!

Auch daß Sie gleich mit dem Druck beginnen wollen, erſchreckt mich etwas; ſchreiben Sie mir doch darüber ein Paar Worte, denn es ſieht Ihnen doch gar nicht ähnlich, daß Sie die beiden erſten Theile früher ausgeben wollen; ich erkenne es als einen Nachtheil für den Eindruck, aber wahrſcheinlich glauben Sie, ich komme dagegen ſo weit, daß die Arbeit dann ohne Störung blos fortgeſetzt wird, und ich hoffe das auch.

Möchte Ihre gütige Ankündigung doch Wahrheit werden! Wie ich den Titel gedruckt las, ward ich ganz roth vor Schreck; es iſt ſo wunderlich dieſer erſte Schritt der Emancipation, wenn das Buch ſo vor uns ſteht mit ſeinen eigenen Namen, ſeinem Schickſal verfallen, von uns ſelbſt losgelöſt.

Es freute mich auch, daß Sie meinen, ich hätte die Kloſterſcene irgend woher entlehnt, da ich ſie doch bloß

erfunden habe; auch was Sie über die ganz andere Gestaltung des deutschen Hofes sagen, ist so fein bemerkt, und so richtig!

Berlin, den 19. Juni 1842.

VII.

(Badeleben. Schlesische Freundlichkeit. Briefwechsel mit Braniß. Demüthige Ergebung in den Willen Gottes.)

Es hat recht an meinem Gewissen gerührt, daß ich Ihnen auf die letzten Zeichen Ihrer immer gleichen liebenswürdigen Güte gegen mich nicht so, wie ich es wünschte und vor hatte, in der ersten Stunde geantwortet.

Ich will mein Unrecht nicht durch eine leere Entschuldigung vergrößern, ich denke immer, die Nachsicht des Anderen wird leichter erreicht, und lieber gewährt als freie Gabe, denn als eine halb und halb uns zukommende Verbindlichkeit; nur daß will ich sagen, daß es nur die gewöhnlichen, kleinen, dummen Abhaltungen waren, und diesmal nicht meiner Gesundheit, wie niemals meinen Gesinnungen, daran Antheil zuzuschreiben ist.

Bei aller Zurückhaltung ist der liebenswürdigen schlesischen Güte, die mich ganz bezaubert, doch nicht

immer zu widerſtehn, und ſie ſchreitet dann in die ohnedies ſchwere Tageseintheilung eines Badelebens ein; vorzüglich raubt mir aber ein ausführliches Tagebuch an meinen Bruder, dem ich wöchentlich zwölf bis ſechszehn Seiten einſchicke, die übrige Zeit und macht mich ſchreibemüde.

Diesmal nehme ich auch die Douche, und bin ſeit deren Gebrauch etwas leidender wegen erregter Schmerzen. Möge doch Gott mir ſeinen Segen geben, daß ich mit friſchen Kräften zurückkehre und dann das Ende von Thomas Thyrnau, wie es vor meiner Seele ſteht, niederſchreiben kann!

Gegen Anfang Auguſt kehrt mein lieber Bruder hier ein, das iſt der Sonnenſtrahl, auf den ich warte; ohne ihn iſt es grauer Himmel und ich fröſtle.

Vielen herzlichen Dank für Ihre ſchöne Sendung. Es rührte mich ſo, daß Sie daran gedacht hatten, mich hier gleich zu erfreuen. Wann werde ich aber zum Leſen kommen? Dennoch fing ich gleich das Werk von Braniß an (Geſchichte der Philoſophie); aber iſt ein Leſen, wie es hier allein möglich iſt, abgebrochen, zerſtreut, oder in großer Abſpannung, einem ſolchen Werke gegenüber erlaubt? Schon dies Wenige hat mich durch ſeine Verſtändlichkeit und Klarheit angeſprochen, und ich habe mir vorgenommen, wenn Thomas Thyrnau erſt vollendet in Ihre Hände übergegangen iſt, dann dieſe Lectüre

als meine Beſchäftigung in die erſten Reihen treten zu laſſen! —

Sie wiſſen jetzt, daß dieſer ausgezeichnete Mann, dieſer Braniß, mir geſchrieben hat — und wie! — Sie werden nun ſein Urtheil kennen! Vielleicht ließ er Sie ſeinen herrlichen Brief leſen. Welch eine mächtige, geiſtige Anregung! welch Verſtändniß entwickelnd, welche Glückſeligkeit gebend! Ich habe ihm gleich, im ſelben Augenblick geantwortet; Sie werden das Alles wiſſen; ich mußte immer vorzüglich an Sie denken, wie Sie es mir gönnen, wie Sie ſich freuen würden. Wie oft ich den Brief ſchon geleſen, weiß ich gar nicht; nur eine Stelle verſtehe ich nicht ganz, und wie regt ſo Etwas den Wunſch einer weiteren, dauernden Verbindung an!

Sie glauben nicht, wie mich die erſten gedruckten Bogen von Thomas Thyrnau, die ich vorgeſtern Abend empfing, bewegten. Der Rubicon iſt überſchritten! welch ein tiefes Nachdenken bewegt mich dann! Bald iſt es verbreitet, und ſein Einfluß und ſein Schickſal nicht mehr aufzuhalten.

Es iſt ſo viel, was Sie, was Braniß und die Wenigen, die es kennen, mir ſagen; laſſen Sie mich aber geſtehen, es hälfe mir Alles nichts, wenn ich nicht durch Gottes Willen ein ſtilles, ruhiges Verhältniß zu dem Werke hätte, eine Begründung in Gottes Willen, ſo daß mir dieſe Schöpfung wieder als ein unergründ-

liches Geheimniß entgegentritt, welchem ich demüthig zuſchaue, bei dem Gedanken, daß ich es gerade bin, die dazu auserſehen war! — Mein ganzes Leben erſcheint mir nun wie eine Vorbereitung zu dieſem Werke; ich verſtehe Alles, meine Schmerzen, mein Glück, und es ſcheint mir die höchſte Staffel ſeiner Gnade, daß ich zu dieſem Verſtändniß gelange.

Warmbrunn, den 28. Juli 1842.

VIII.

(Die Aufregung, welche die Ankündigung des neuen Romans hervorgerufen hat. Perſönliche Bekanntſchaft mit Braniß und Graf Dyhrn.)

Mein erſtes Geſchäft hier in Berlin, wohin ich ſeit dem 18. Auguſt zurückgekehrt bin, iſt das Collationiren des indeſſen abgeſchriebenen, noch reſtirenden dritten Theils geweſen, welchen ich Ihnen nun heute zur Durchſicht an den Korrektor, und zu Ihrer und des verehrten Dr. Braniß Anſicht überſende.

Zum Troſte will ich hinzufügen, daß ich gleichzeitig den Anfang gemacht habe, das Manuſcript fortzuführen, und mich ihm gegenüber wieder in erwünſchter Ruhe fühle, unberührt von Drucken, Ankündigen, Fragen und Erwarten, als ob es bloß eine Handarbeit zu meinem Vergnügen wäre!

Und das ist mir um so erwünschter, da Sie kaum eine Idee haben von der Aufregung, mit der das Buch erwartet wird, so daß mich zu Anfang eine Art Grauen befiel vor der Unruhe, die damit herandrang, und ein ängstliches Beschauen meiner selbst, wie ich es doch machen würde, um das Alles hinter mir zu lassen!

Daß Sie Beide nun diesmal das Manuscript lesen — ich meine Sie und Braniß — ist auch eine wahre Fügung. Sie sind Beide günstig dafür gesinnt und das hält den sonst vielleicht, und gerade um der allgemeinen Erwartung gesteigerten Zweifel gebannt, giebt eine mäßige Ruhe, und läßt mich sogar oft von Hoffnung oder Freude bewegt werden. Lieber Freund! was werden wir doch erleben? Es wird eine recht interessante Zeit sein!

Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich Ihnen nicht schreiben, was ich Prof. Braniß gern selbst sagen wollte; er theilt es Ihnen wohl mit. Seine persönliche Bekanntschaft war mir unschätzbar!

Ihre Frage, wie es mir geht, die ich voraussetze, werde ich mit den Worten der Prinzessin aus dem Tasso beantworten: ich bin gesund, d. h. ich bin nicht krank!

Ueber Graf Dyhrn schreibe ich Ihnen ein ander mal mehr. Er ist viel zu bedeutend, um nach flüchtiger Bekanntschaft mit ihm abschließen zu wollen; seine gefühlvolle Gutmüthigkeit, die unter den Blitzen von Witz und

Humor als Grundton liegt, iſt mir ſehr anziehend geweſen, aber mit dem Witz benehme ich mich ſtets ſchlecht, ich habe ihn ſelbſt gar nicht.

Leben Sie heut wohl! und ſchreiben Sie mir recht bald, wenn Sie geleſen haben.

Berlin, den 1. September 1842.

IX.

(Selbſt-Kritik und Rechtfertigung.)

In wie guten Händen bin ich! Das war mein erſtes freudiges Gefühl, als ich Ihren Brief durchleſen!

In Ihnen dies ſchöne, feſte Vertrauen, in meinem edlen, neuen Freunde Braniß dies rührende Mißtrauen, dieſe wahrhafte Theilnahme, die bis zur Sorge ſteigt!

Ich hätte auf der Stelle Ihnen beiden ſchreiben mögen; mein Hang zur Geſchäftsordnung ſiegte aber, beſonders da die Nacht dazwiſchen lag, und ich ſah nun erſt das Manuſcript durch, um Alles recht ſchnell zurück in Ihre Hände zu liefern.

Ihnen Beiden alſo danke ich aufs Tiefſtempfundenſte, und nun will ich offen und redlich, wie ich es ſolchem Antheil ſchuldig bin, antworten. — Möchte es Ihr wohlwollendes Mißtrauen beruhigen und Ihr eben ſo wohlwollendes Vertrauen ſtützen!

Als ich Ihren Brief weglegte, empfand ich auch nicht die geringſte Beunruhigung oder Kränkung.

So geht es mir, ſo rieſelt das Lob oft von mir ab, wie von einer gefrorenen Fläche; ſo ruhig läßt mich der Einwand, wenn ich eine andere Beruhigung in mir trage!

Ich ſtehe jetzt vor Thomas Thyrnau, wie der Landmann vor einem Felde, das er mit Fleiß bearbeitet hat und von dem er nun erntet! Kein Zweifel iſt in mir, daß ich, ſo wie ich angefangen, mit der Senſe vordringend, den letzten Halm einbringen werde!

Der ganze Inhalt des Buches, alle dieſe Menſchen, die nun zu ſelbſtſtändiger Gewalt gelangt ſind, ſtehen auf das Innigſte mit mir befreundet da. Sie fordern von mir die Erledigung ihrer Angelegenheiten, und durchdrungen von der Pflicht, ihren Anſprüchen gerecht zu werden, fühle ich eine mein tiefſtes Leben durchdringende Thätigkeit und Freude in mir, und wo ich mich hinwende, und mögen die Schwierigkeiten noch ſo hoch aufgeſchichtet liegen; es fließt mir die Kraft zu des Angreifens und Ebnens! —

Natürlich lebe ich von einem gewiſſen Moment an, der jetzt bald eintreten wird, nicht mehr Tag um Tag, Jahr um Jahr mit ihnen, aber deſſen freue ich mich auch; ich werde dann die Erzählung dahin gebracht haben, daß Jeder das Buch ſelber fertig ſchreiben könnte.

Dies wird, oder vielmehr, dies fängt bereits an, und mein beſtändig nach Conſequenz ſchmachtender Geiſt badet ſich in der Luft, allen Zuſtänden von Innen heraus zu ihrem Recht zu verhelfen.

Dies Ende, welches in goldener Kapſel verſchloſſen vor mir lag, deren Inhalt ich nur ahnte, iſt nun geöffnet, und ich fühle, ich habe den Inhalt ſchon im Thurmzimmer der Kaiſerin bei der erſten Audienz mit Kaunitz gewußt.

O! laſſen Sie mir meinen Karlſtein unangerührt, meine liebe Sabbath-Ruhe; wie war ich ſo glücklich dabei! Wie nöthig wird dieſe Situation, da ſie ſo recht eigentlich das feine, wichtige Gemüthsleben meiner Hauptperſonen enthüllt, dieſe ungeheure Gewalt des Lebens, deren Einfluß die Menſchen durch tägliches Beiſammenſein in ländlicher Schönheit und Ruhe erfahren. Wie hätte den edelſten Naturen Lacy, Claudia und Magda Gefahr bereitet werden können, wie hätte denn der Erbprinz und Thereſe ſich beſſer, natürlicher finden ſollen, wie hätte Thyrnau ſeinen männlichfeſten, humoriſtiſchen Charakter beſſer fortſetzen können, da ihm billig nicht mehr Schickſale aufzubürden waren und ich in der Regel auch zu ſtolz bin gegen draſtiſche Effekte, da das, was hochgebildete Menſchen in dem leiſen, unſcheinbareren Gange des Lebens erfahren, daſſelbe bewirkt, und um ſo ergreifender! Dieſe poetiſche Ruhe war mir und

allen meinen Wesen nöthig; aber sie war zugleich das Sommerleben meiner Zustände, die sie im Sonnenschein und in heiterer Luft ihrer Zeitigung entgegenführte!

O! wie vertheidige ich mich so keck! Aber was kann ich dafür! Das quillt mir hervor, wie auf höher Geheiß! Ja, ich möchte es Ihnen gestehen: die Geister sind herauf beschworen, sie haben Leben und selbstständiges Bewußtsein bekommen; es ist mir, als sagte mir Thomas Thyrnau selbst: „sei ruhig! ich werde Dir schon weiter sagen, wie es kommen muß!"

Was ist in dieser Zeit schon wieder absolvirt; wie wächst es täglich!

Seit der letzten Zeit schreibe ich alle Tage einen halben Druckbogen. Nächstens bekommen Sie wieder mehr geschickt! Um 9 Uhr gehe ich zu Bett, um 6 Uhr stehe ich wieder auf; alles Andere wird zurückgewiesen!

Berlin, den 14. September 1842.

X.

(Beendigung des Manuscripts.)

Montag den 3. oder spätestens den 4. sende ich das Ende ab. Den 28. September schrieb ich das verhängnißvolle Wörtchen von vier Buchstaben unter das Manuscript (Ende).

Nun iſt es vollbracht! Mir iſt es immer, als ſähe ich den lieben Gott an, und müßte ſagen: es iſt ja Deine Sache ſo gut wie meine!

Daß mir der Troſt fehlen muß, jetzt durch Ihr und Braniß Urtheil eine Richtung meiner Anſicht zu bekommen, iſt faſt hart! Wenn ich noch Zeit habe, richt' ich heut noch einige Zeilen an Letzteren.

Der Berliner Kalender enthält einige ganz unbedeutende Briefe während meines Aufenthalts am Rhein.

Ich habe nichts wieder davon gehört; mein Beitrag iſt jedenfalls ganz unbedeutend, man wollte es nicht anders; ich ſagte es ihnen vorher, daß ich mich nicht könnte ſtören laſſen. Ich war ja mitten im Thomas Thyrnau drinn!

Berlin, den 1. Oktober 1842.

XI.

(Zartgefühl und Humor.)

Wiſſen Sie wohl, daß mich Ihr Freund Dyhrn nachträglich kränkt? Verrathen Sie ihm nicht meine Beſchwerde, aber da Sie ſein Freund ſind — leiden Sie es nicht!

In Warmbrunn hatte ich lange mit ihm gestritten; er griff aber unser Staatsleben, unsere gesammten Zustände so hartnäckig an, daß mir plötzlich die Thränen aus den Augen stürzten und ich ihm gestand, es kränke mich unendlich tief.

Dessen ungeachtet lachte ich selbst über meine Thränen, und er benahm sich so gutmüthig dabei, daß wir ganz ruhig und versöhnt aus einander gingen; ich ließ mir aber die Hand von ihm geben, daß er nicht davon sprechen wollte.

Jetzt höre ich jedoch, daß er diese Geschichte, zu einem sehr lustigen Scherz umgestaltet, erzählt und mein weibliches Zartgefühl dabei wenig schont. Freilich wird, wer mich kennt, nicht glauben, daß ich meine Haltung dermaßen verlieren könne, um einem Manne zu einer Scene mit mir Veranlassung zu geben; aber schon der Gedanke daran empört mich. Er erzählt nämlich: „er habe Hilfe rufen müssen," und übertreibt so eine sehr unbedeutende Erschütterung einer Frau, die ihm vielleicht auch in dieser Bewegung noch hätte Achtung einflößen sollen, auf eine Weise, die zwar Jedem unwahrscheinlich sein wird, der mich kennt, aber bei Fremden ein recht unschickliches Ridicul auf mich bringt!

Ich weiß, daß Sie mich bereits hinreichend kennen und achten, um dies Verfahren zu mißbilligen, und ich lege daher in Ihre Hände, was Sie zweckmäßig halten,

dagegen zu thun; aber verflechten Sie mich nicht weiter hinein!

Der Humor ist eine gefährliche Eigenschaft, weil er dem Zartgefühl bei aller Güte und allem Verstande zuletzt Abbruch thut.

Berlin, im Oktober 1842.

XII.

(Was an Kunstwerken am Meisten geschätzt werden soll. Stimmung der Verfasserin dem vollendeten Roman gegenüber.)

Wenn ich an der Aufschrift erkenne, daß der Brief von Ihnen ist, habe ich jedesmal das Gefühl, als ob ein lieber Freund in die Thür einträte und mir gewiß wäre, von ihm nur befriedigende Nachrichten hören zu können!

Wie sehr war dies auch diesmal der Fall, und mit welcher Spannung sehe ich nun der Beendigung Ihrer Lectüre entgegen.

Es sagte mir kürzlich Jemand, an meinem Urtheil über Werke wäre wahrzunehmen, wie nur die Einheit des Ganzen, die Consequenz in der Composition meinen Beifall fände.

Ich mußte gestehen, daß dies richtig ist; ich muß sagen, daß es die geheime Sehnsucht für meine eigenen

Werke iſt, der ich mit allen Kräften entgegenringe. Dies ward mir zugeſtanden, und mit vielem Lobe.

Daher bin ich nicht eher ruhig, als bis das Ganze von Thomas Thyrnau in Sie übergegangen iſt! Sie finden immer das heraus und es berührt Sie ſelbſt lebhafter, was mir und dem kleinen Kreiſe bewährter Freunde auch lieb war oder anſprechend!

Mir ſtehn am Nächſten die beiden Fräulein K...., die Sie ſchon kennen, die ſich meine mütterliche Liebe gefallen laſſen und der alten Frau das Glück von Kindern geben. Sie waren geſtern bei mir, und wenn dann ein Brief von Ihnen kommt, iſt immer Freude, und der geſtrige erregte nun beſonderen Triumph, da Sie immer das erwähnen, was auch den lieben Kindern am Gelungenſten ſcheint! Sie werden nun im zweiten Theil noch manchen Stoßſeufzer herausfühlen, den mir die Zeit erpreßt und den ich nicht unrichtig der Maria Thereſien-Zeit unterlegen durfte, da ſie ebenfalls an die Spitze der Zuſtände trat und nicht verſtanden ward, weil ſie in das gewohnte Räderwerk eingriff, und dieſelbe Urſache zu allen Zeiten bei denſelben Ständen dieſelbe Oppoſition erregt hat.

Ich mußte lachen, als ich Ihre Vertheidigung des guten Grafen Conrad Dyhrn las, denn mein Unmuth hat kein langes Leben in mir; ſollten wir wohl nicht Alle alt genug ſein, um zu wiſſen, daß man eine Sache

nicht mehr verſchweigt, die man mindeſtens vier Perſonen mittheilt? Laſſen wir das jetzt! ich bin keine Prüde, ſondern habe ein etwas ſtolzes, weibliches Vertrauen, daß mir im Umgange mit Männern nichts Ungehöriges begegnen könne. Als ich ſechszehn Jahr alt war, ſagten meine jungen Freunde immer von mir, ich ginge auf dem Cothurn; etwas, glaube ich, iſt der fünfzigjährigen Frau davon noch geblieben, und eine Scene mit einem Manne, wobei ich mich ſo müßte vergeſſen haben, daß dieſem angſt und bange ward, geſtehen Sie — es hat Etwas, was ein falſches Licht auf mich wirft.

Sie glauben nicht, wie groß die Spannung hier in Berlin auf Thomas Thyrnau iſt; ſelbſt den König darf ich nicht ausſchließen — und meine Freunde glauben alle Ehre für mich ſo ſicher zu haben, daß ich mich entſetze. — Meine eigene Stimmung iſt ſo unbeſchreiblich ruhig, daß ich hoffe, ſie bleibt ſo; ſtumm und träumeriſch ſtehe ich wie gewöhnlich vor dem vollendeten Werke und weiß nicht, was darin ſteht, wie es zuſammenhängt, ob ich oder ein Anderer es geſchrieben!

So war es bei St. Roche auch; das wird wohl hinzugehören! Ich bitte nur Gott, daß er mich nicht weltlich verſtricken läßt, daß nicht der unwürdige Aerger oder eine Kränkung Gewalt über mich bekomme; ich möchte gern ſtill bleiben, damit die Freude Platz hätte,

die nicht Hochmuth, nicht Dünkel iſt, die darum Freude iſt, weil ſie nichts Höheres in uns angreift.

Warten wir es ab; wir müſſen lernen bis zum Grabe; auch hierbei werde ich meine Aufgabe bekommen; Gott wolle, daß ich ſie verſtehe und löſe!

Berlin, den 24. Oktober 1842.

XIII.

(Die Aufnahme des neuen Romans. Eine Aeußerung des Königs. Leiden der Berühmtheit.)

Auf einen ſo lieben bedeutenden Brief konnten Sie wohl früher eine Antwort erwarten, beſonders da ich ſeitdem den zweiten, und damit auch zwei bedeutende Recenſionen von Fremden, erhalten habe. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich meine ſämmtliche Correſpondenz ſo vernachläſſigt hatte, daß ich jetzt einige vierzig Briefe geſchrieben habe, ſo werden Sie vielleicht mit meinem Fehler etwas nachſichtig, und begreifen die eintretende Abſpannung, in der ich Ihnen am Wenigſten eine Antwort ſchreiben mochte.

Alles, was Sie mir über Thomas Thyrnau geſchrieben haben, trifft meiner Empfindung nach das Haupt-

ſächliche; was mir am Liebſten war, iſt es Ihnen auch und Sie haben die Theilnahme daran und den Geiſt, es erklärend auszuſprechen, der mir am Wohlſten thut!

Die kurze, ſchöne Recenſion mit R. B. unterzeichnet hat Spiecker in ſeine Zeitung aufgenommen; ich war ſehr damit zufrieden, denn ich fand ſie ſehr fein und geiſtvoll und möchte gern wiſſen, von wem ſie ſei. Die Erſte, die viel ausführlicher iſt, muß gleichfalls ſehr befriedigend genannt werden, wenn die zweite auch noch geiſtreicher iſt; wenn mich Alle ſo gut behandeln, bin ich hoch begnadigt zu nennen!

Ueber den Eindruck, den nach der kurzen Zeit ſeines Circulirens der Thomas Thyrnau macht, kann ich Ihnen, was bis zu mir gelangt, nur Günſtiges melden. Die Beſten, von denen es mir am Wichtigſten iſt, ſind in einem ſo hohen Grade befriedigt, ſuchen mich mit ihrem Urtheil darüber ſo gefliſſentlich auf, ſprechen ſich ſo gründlich, ſo an Vielem haftend, aus, daß ich damit allein ſchon genug hätte.

Der König hat meine Sendung ſehr gnädig aufgenommen; er ſagte zu meinem Bruder, er ſolle mir recht herzlich dafür danken: meinen Brief werde er ſich vorn hinter dem Titelblatte einbinden laſſen; „das iſt ja eine wahre Fundgrube“ ſetzte er hinzu!

Jetzt wird es geleſen des Abends in Gegenwart des

kleinen Hofſtaates und, wie ich höre, mit großem Intereſſe.

Wenn ich nur einen recht ſchönen, neuen Stoff hätte; ich habe recht das Gefühl, diesmal iſt meine Produktionskraft noch nicht erſchöpft; ich möchte was Neues anfangen, aber der Stoff fehlt mir, und ich bin ſo ſchwierig darin; ſpringt mir nicht das Erfaſſen entgegen, erklärt es ſich nicht ſelbſt für mein Eigenthum, ſo iſt es ganz vergeblich, daß mir ſeine Annahme für paſſend erklärt wird. Denken Sie einmal ein wenig nach! An die Holländiſchen Zuſtände denke ich zuweilen; ich muß Häuslichkeit darein verweben können, ich habe ein glückliches Ende nöthig!

Man bringt mich faſt um mit Journal-Anliegen — Novellen, Briefen, Biographien, meinem Portrait. Sie würden lachen, wenn Sie beobachten könnten, wie maßlos dadurch mein Widerwillen gegen alle dieſe Dinge ſteigt. Ich ſchreibe mit zuſammengebiſſenen Zähnen ſo höfliche Briefe, daß mich gewiß keiner wieder darum angeht; dabei iſt es immer die Wahrheit, denn ich kann keine Novellen ſchreiben und bin keine privilegirte Perſon, die ihre Memoiren und ihr Portrait in allen Caffés herumtreiben laſſen mag.

Mein Bruder iſt immer wüthend, ich blos höflich; eine Frau hat keine andere Waffe!

Ich habe Tieck mein Buch geſchickt; er hat mir

eigenhändig ſogleich und mit natürlichem Wohlwollen geantwortet, mit der Zuſage, es gleich zu leſen und dann mit mir darüber zu ſprechen.

Was Ihnen zukommt von Recenſionen und Urtheilen, geben Sie mir wieder; ich habe großes Intereſſe daran und kann mich doch nicht entſchließen, danach zu jagen; lebendig wird es mir erſt wieder durch das, was ich darüber höre; es iſt merkwürdig todt bis dahin in mir!

Ich muß mich oft beſinnen, daß es von mir iſt, wovon die Leute reden, denn ich möchte gern mitreden ganz unbefangen; wer würde das aber verſtehen!

Berlin, den 23. November 1842.

XIV.

(Thyrnomanie.)

Was ich auch bis jetzt bei St. Roche und Godwie-Caſtle erlebt habe, es wird Alles übertroffen von der Auszeichnung, womit Thyrnau aufgenommen wird.

An der Spitze ſteht unſer König, die Königin, der ganze Hof. Der König redet alle Menſchen an, ob ſie Thyrnau geleſen; dann äußert er ſich in wahrem En-

thuſiasmus; in Charlottenburg nennen ſie ſich (der Hof iſt nämlich noch dort) von der Thyrnomanie befallen.

Der König läßt vier Bilder aus Thomas Thyrnau in Aquarell für das Album der Königin zu Weihnachten malen; 1. Tein, 2. Morani, 3. das Aeußere, 4. das Innere des Dohlenneſtes.

Er ließ mich bitten, die Arbeiten zu leiten, und das hat große Mühe gekoſtet; aber Sie können denken, wie gern ich ſie übernahm!

Geſtern bekam ich von einem vornehmen Oeſterreicher einen Brief, voll der enthuſiaſtiſchten Freude über die Kaiſerin, der ſeine Familie viel dankt.

Da ich ausgehe, ſo werde ich damit in jeder Geſellſchaft empfangen; auch die Perſonen, die ſich noch früher zurückhielten, treten mir jetzt offen entgegen und drücken mir ihren Beifall aus!

Sie können denken, daß mich dieſer Erfolg überraſcht, da Sie wiſſen, wie wenig Vertrauen ich dazu hatte!

Denke ich nun an ein neues Werk, ſo glaube ich gleich: das wird aber nicht ſo gut werden! So wird es alſo wohl meine Eigenthümlichkeit ſein und ich werde nicht davon loskommen.

Den Januar 1840 iſt Thomas Thyrnau angefangen worden; von Oktober 1840 bis Oktober 1841 iſt das Manuſcript liegen geblieben wegen Krankheit; im Sep-

tember 1842 war es beendigt; alſo zwanzig Monate. Dazwiſchen die letzte Reiſe von zwei Monaten, und vorher öfteres längeres Krankſein.

Berlin, den 20. Dezember 1842.

XV.

(Zeichnung zu Th. Thyrnau. Der Titel von St. Roche. Braniß wegen Herausgabe einer Zeitung zu Rathe gezogen. Tieck und Steffens.)

Die vier Anſichten von Thomas Thyrnau wurden zum heiligen Abend fertig, und mein Bruder übergab ſie dem Könige ſelbſt. Er war entzückt darüber und ſagte noch viel über das Buch ſelbſt, welches den großen Antheil bewies, mit dem er es geleſen hatte.

Nun werde ich St. Roche copiren, und auch dort die Veränderungen vornehmen, die es der in mir lebenden Idee entſprechender machen; dann wollen wir ſehen, ob es auch mit Ihrer Anſicht zuſammen trifft!

Gleich bei St. Roche angekommen, will ich Ihnen doch ſagen, daß der König ſeine große Verwunderung über dieſen Titel ausgeſprochen hat. Es iſt nämlich ein Sprachfehler darin; es müßte heißen Sainte Roche (Heiliger Fels) und dann Ste. geſchrieben wird; oder St. Roche, (Heiliger Rochus).

Sollte noch eine neue Auflage eintreten, wollen wir das doch beobachten. Aber iſt es nicht auffallend, daß uns Niemand auf dieſen Fehler früher aufmerkſam machte?

Nun will ich in der Ordnung fortfahren und erſt Ihren erſten Brief beantworten.

Laube ſchrieb mir ſelbſt, als er die „elegante Welt“ übernahm. Er hatte einen durchaus herzlichen, wohlwollenden, ſehr ehrenden Ton mit mir; er wollte Beiträge von mir, er wollte Notizen über mein Leben. Alles mußte ich ihm abſchlagen, aber ich that es, wie gegen einen Freund, den man mehr zu Rathe zieht über Eigenthümlichkeiten; ſo konnte ich ihm ſchreiben, denn ſo iſt es wahr in mir. Dabei ſchickte ich ihm mein Buch als ein Andenken. Noch habe ich keine Antwort darauf, das verletzt mich auch nicht; es ſcheint mir in ſeiner Eigenthümlichkeit zu liegen; ich denke, er hat etwas Wahres und Offenes gegen mich. Von ſeiner Chateaubriand ſchreibt er mir: er fürchte bei der großen Verſchiedenheit in unſerer ganzen Individualität würde ich ſie weder leſen, noch überhaupt leſen wollen. Ich ſchalt ihn darauf und ſagte, es ſolle mir nun gerade dies Buch eine Aufgabe werden. Deſſenungeachtet konnte ich es noch nicht von meiner Leihbibliothek bekommen; wenn Sie es beſitzen, ſo leihen Sie es mir.

Ihr zweiter Brief enthält nun ſo überaus viel Vor-

treffliches über die Richtung der Zeit und das Bedürfniß, sich ihr mit derselben Waffe, mit der gefochten wird, mit der Presse entgegenzustellen, daß Sie nicht erwarten müssen, ich könnte diese Absicht in Ihnen angeregt wissen und Sie ohne dringende Abmahnungen wieder davon abstehen sehn.

Mein Bruder läßt Ihnen sagen, wenn er Sie nicht schon längst herzlich lieb gehabt und aufrichtig geehrt hätte, wäre dies nach dieser Mittheilung unlaßbar gewesen. Er ist nicht allein loyal, er ist Royalist im höchsten Grade, ja er bekennt sogar: unvernünftiger Royalist zu sein!

Es giebt einen Umstand in Bezug auf Braniß, der mich bei Ihrer Mittheilung überraschte, da er noch nicht von Ihnen, wie es mir scheint, gekannt ist. Wir waren einen Augenblick verlegen, ob es uns zustehe, Sie davon zu unterrichten, da Braniß es nicht gethan; es schien uns aber, da uns die Verschwiegenheit nicht abgefordert war und Braniß uns die Mittheilung in Gegenwart der beiden Fräulein Koppe gemacht hatte, daß wir kein Unrecht haben könnten, jetzt mit Ihnen davon zu sprechen, obwohl hervorgeht, daß Braniß einen Grund zum Schweigen gehabt haben muß. Sein Sie daher mit der Mittheilung, die ich Ihnen im Interesse der Sache machen will, vorsichtig, da ich nicht mehr recht übersehen kann, was Braniß gehindert haben kann.

Nämlich der ganze Plan, wie Sie ihn uns mitgetheilt haben, iſt der Plan des Miniſters Eichhorn! Dieſen Plan beſprach er mit Braniß und forderte ihn auf, das Blatt zu eröffnen, mit dem dazu geeigneten Buchhändler in Verbindung zu treten und das Ganze unter der Garantie des Staates, von deſſen Geldmitteln unterſtützt, ins Leben zu rufen. Ich weiß, daß Braniß keinen Augenblick anſtand, nur Sie als dazu geeignet zu nennen und mit dieſem Vorſatz, und ganz erfüllt von dieſem Plane, nach Breslau zurückkehrte.

Was iſt nun daraus geworden? Schon oft habe ich daran gedacht und habe Ihre Mittheilung darüber erwartet; nun ſcheint es mir, iſt es Ihnen noch ganz unbekannt.

Was iſt nun darin zu thun? Ich bin dem Miniſter näher getreten; ich glaube einige Schritte in der Sache thun zu können, aber wir wollen, wenn ich rathen ſoll, damit nicht anfangen, denn erſt müſſen wir wohl wiſſen, in welchem Verhältniß Braniß zu dieſer bereits angeregten Sache ſteht und ob ihm behilflich zu werden iſt, oder ob er, oder ob das Miniſterium die Sache aufgegeben hat. Beide letztere Annahmen würden mich gar nicht abhalten, die Sache wieder aufzunehmen und Sie dazu zu veranlaſſen. Hat Braniß die Sache aufgegeben, ſo wird dieß entweder von äußeren, geltenden Gründen unterſtützt ſein, oder es wird in ſeiner Perſön-

lichkeit liegen. Hat der Minister die Sache aufgegeben, ist ebenfalls noch zu erforschen, ob nicht Bedenken über schnelle, prompte Bedienung eines solchen Blattes, worauf so viel ankommt, der Grund ist. Ob nun von einem andern Buchhändler als Ihnen die Rede sein kann, werden Sie am Besten beurtheilen; ich kann nur wiederholen, daß Braniß Sie als einzig dazu passend dem Minister genannt hat.

Ich glaube, ich habe Ihnen nun das Nöthige mitgetheilt, um sich Klarheit zu verschaffen, und ich hoffe, wir dürfen auf diesem Wege fortschreiten, ohne die Redlichkeit gegen den geehrten Freund zu verletzen; vielleicht aber erlösen Sie ihn von einer Bürde, die er mit sich herumschleppt, wenn Sie ihn zu einer offenen Erklärung vermögen, die ja vollständig motivirt ist, da wir auf so absichtslose, unbefangene Weise zu dieser Mittheilung kamen.

Ihrem Freunde, dem Herrn Dr. Runkel, bitte ich meine Dankbarkeit für sein überaus ehrendes Urtheil auszudrücken und ihm meinen Wunsch auszusprechen, daß ich dies Darlehn von ehrenden Voraussetzungen einst vollständig einlösen und den hohen Ernst seiner edlen Worte, die mich wahrhaft erschüttert haben, rechtfertigen möge vor ganz Deutschland, das er so ergreifend für mich auffordert!

Solche Worte fallen wahrhaft befruchtend in meine Seele. Ich fühle, wie ich in solchen Momenten nicht

lieb habe, was ich bin oder geleistet habe, sondern wie ich die Arme ausstreckte nach dem, was als Ideal nur meine Stirn berührte mit dem Zeichen einer Erkenntniß, die höher steht als Alles, was ich geschaffen.

Mit tiefer Demuth stehe ich erwartend unter der reichen Hand Gottes; er hat das Geben und das Nehmen; seine Zwecke werde ich erfüllen müssen; wunderbar nachdenkend betrachte ich oft das Objekt, das ich bin, und schaue ihm zu, wie diese neue Erschütterung auf es wirkt und wie Gott das erste heiße Gebet, bei der Entdeckung von Godwie-Castle, noch immer fortwirken läßt und Stille und Frieden erhält und ein so harmloses Zuschauen, als wäre Alles von mir weit ab!

Unsere beiden Notabilitäten, Tieck und Steffens, habe ich jetzt selbst gesprochen. Tieck, der nicht ausgeht, nahm meinen Besuch an; Steffens sah ich bei Eichhorn!

Tieck war keineswegs spröde im Gespräch. Er stellte mir die interessantesten Fragen und sagte mir überall seinen Beifall, sein Vergnügen dabei. So mit ihm zu sprechen in diesem liebenswürdigen Rechenschaftgeben, so eingehend und verstehend von seinem hellen Geiste beschienen, hatte etwas so Entzückendes für mich, daß ich ein Fußbänkchen vor ihn hätte hinziehen und, wie Kinder in der Schule dem Lehrer zuhorchen, so meine ganze Seele vor ihm ausbreiten mögen.

Nicht ſo Steffens! Seine Anerkennung war unter unklaren Anſchauungen begraben; ſein Lob, welches ſo groß war, erfreute mich gar nicht, weil ich mir ſagen mußte, das Beſte hat er nicht verſtanden und läßt ſich behindern durch Vorausſetzungen, die wo anders herkommen, als aus dem Buche! Ich widerſprach ihm ſo offen, als hätte das Buch ein Chineſe geſchrieben, und hierbei benahm er ſich wieder ſo hübſch; er ließ es zu, billigte es, aber änderte ſicher nichts an ſeiner Meinung, und doch hatte ich ſo oft fragen müſſen: wo ſteht denn das? davon kommt ja nichts vor!

Die Kaiſerin fand er über das dichteriſche Zugeſtändniß idealiſirt; nie hätte ſie ſich über Kaunitz erheben müſſen; das dürfe man nie einer Frau zuertheilen, daß ſie höher ſtände, als der Mann; das wäre immer ein Fehler und in ſich unwahr. Durch das ganze Buch ginge das hindurch; die Fürſtin höher wie Lacy, aber ſogar Magda höher wie Thyrnau; Magda ſei eine Art Bettina (ich ſchrie faſt auf) und ich würde ſie ohne Bettina's Briefe nicht haben ſchreiben können, die Aehnlichkeiten müßten immer fort daran erinnern. Thyrnau aber ſei ein Abſtractum, eine Doctrin, ein Weſen, das nicht aus den Verhältniſſen mit Leben, Blut und Bein herausgewachſen ſei. Die ganze Idee des Buches, gab er mir zu verſtehen, ſei für eine Frau eine Anmaßung, an der ſie ſcheitern müßte.

Sie begreifen, daß, wenn er hinzufügte, deſſenungeachtet könnte das Buch noch viel mehr Fehler haben, es würde doch die außerordentlichſte Erſcheinung der Zeit ſein, — dieß keinen Hauch von Freude in mir erregte; denn, warum ſollte er das beurtheilen können, da er mich in Allem Anderen mißverſtanden hatte? Gegen Sie wird er gewiß noch mittheilender darüber ſein; ſo etwas iſt pſychologiſch merkwürdig!

Ich wollte, Sie hätten meinen herrlichen Freund, den Prediger Jonas, darüber ſprechen hören. Das war die Weisheit, die höher ſteht als ich; der Verſtand, der mir das entriß, was ich mir verhüllt; der Irrthum, um den ich mit ihm mit gleichen Waffen ringen konnte, um zu ſiegen; das ſprengt verſchloſſene Pforten und belebt zu höherem Gewinn!

Berlin, den 2. Januar 1843.

P. S. Ihr Garten fällt mir eben ein. Wie ſchön, daß Sie in der Natur Wurzel ſchlagen! Bringen Sie doch alle Pläne mit; ich denke nämlich, Sie kommen nächſtens!

XVI.

(Bedauern, daß das Zeitungs-Projekt wieder aufgegeben wird. Laube's Gräfin Chateaubriand. Theilnahme Allerhöchster Personen.)

Es that mir sehr leid, daß Sie Ihre wichtige Zeitungsidee so gänzlich aufgegeben haben; Ihre Gründe waren aber nicht so, daß sie sich bekämpfen ließen, denn sie gehörten Ihrem Privatglück an, und das wird mir, wie es jeder zu gestalten oder zu erhalten denkt, stets heilig sein.

Ich sprach denselben Abend, als ich Ihren Brief erhalten, noch mit Minister Bülow darüber; es regte ihn lebhaft an und hatte seinen ganzen Beifall; aber auch er fühlte gleich die Richtigkeit, daß Sie allerdings damit Ihre häusliche Ruhe wenigstens zu Anfang suspendirten, und uns Beiden schien es, daß nur Sie selbst, aus patriotischem Drange, das Opfer bringen müßten, wenn es wirklich Nutzen stiften sollte. Wer weiß, was sich darüber noch einmal in Ihnen gestaltet!

Die Gräfin von Chateaubriand habe ich endlich gelesen. Aber es ist ein für mich ziemlich leeres Buch. Mit Hinsicht auf das Motiv und die geschichtliche Kenntniß, die überall durchblickt, ist es fast unglaublich, daß ein geistreicher Mann so wenig giebt. Kann von einem Plan nur die Rede sein? Wird irgend einem Charakter, einer Situation zu irgend einer durch innere

Nothwendigkeit bedingten Entwickelung verholfen? Es ist die Skizze zu einem Buche, und die Ausführung bleibt aus. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß es aus war; ich ließ immer wieder nachfragen, ob nicht noch ein Theil vorhanden wäre, bis ich es endlich glauben mußte. Wozu sind alle diese Personen ins Leben gerufen, die dann leer und beziehungslos für sich eine kleine Intrigue, und das nicht einmal, abmachen? und wo bleiben sie? — über die natürlichsten Fragen keine Antwort — und eine weitläufige, und ich muß hinzufügen, unnütz frivole und doch langweilige Klosterscene. Ist denn so etwas zu entschuldigen? Wenn man so leichtsinnig arbeitet, zeigt das, selbst wenn man es vor sich selber aushalten kann, nicht große Geringschätzung gegen das Publikum? Und ein so geistreicher Mann wie Laube, mit so viel Kenntnissen, und bereichert durch Selbstanschauungen des Bodens, von dem er schreibt! Wie viel mehr habe ich erwartet nach seinen vortrefflichen Luftschlössern; ich will wünschen, daß ich ihn nie darüber spreche!

Ob er Ihren Wunsch erfüllen wird und Thomas Thyrnau recensiren, bin ich sehr begierig, und doch weniger, wie früher, ehe ich seine Gräfin Chateaubriand gelesen; denn wenn es auch eine alte Wahrheit ist, daß das Urtheil über Andere richtiger sein kann, als über uns selbst, hat er sich doch in der Selbstproduktion

herabgestellt, und seine Meinung verliert dadurch für mich einigermaßen an Werth.

Die Kaiserin von Rußland hat mir eine sehr schöne, goldene Uhr, ein wahres Kunstwerk, gesendet, und recht holde Worte!

Mir strömt noch von allen Seiten viel Gutes zu; was hören Sie über den Roman? Der König scheint seine Verbreitung zu wünschen; er frägt Alle, ob sie ihn gelesen haben, macht jedem Vorwürfe, wer es nicht gelesen hat!

Berlin, den 3. Februar 1843.

XVII.

(Vorrede zu den Werken der Fr. Lohmann. Fortdauernde Gunst des Hofes.)

Ich bin in diesem Augenblick beschäftigt, die Werke der verstorbenen Fr. Lohmann zu lesen und werde alsdann eine Vorrede dazu schreiben. Der Buchhändler Focke in Leipzig bat mich darum im Namen der Erben. Erst war ich sehr erschrocken und wollte es ablehnen; aber nicht leicht haben mich Werke Zeit meines Lebens so angezogen, als die dieser Schriftstellerin; ich halte sie für eins der ersten Talente und da habe ich denn eingewilligt, besonders da noch gänzliche Dürre für eigene Produktion bei mir ist.

Der König hatte Thomas Thyrnau zum Maskenſcherz vorgeſchlagen, aber es waren zu große Schwierigkeiten für alle Mitſpielenden wegen des eigentlich häßlichen Koſtüm's; ich mußte ſelbſt abreden.

Geſtern habe ich der Wiederholung des Maskenballs beigewohnt, weil es nur ein kleineres Hoffeſt war und der König mein erſtes Nichterſcheinen ſo gnädig bemerkt hatte.

Diesmal war es der Hof von Ferrara und Darſtellungen und Quadrillen aus dem Taſſo und Arioſt! Sehr ſchön!

Im Juli gehen wir nach Gaſtein!

Berlin, den 23. März 1843.

XVIII.

(Ein Angriff Laubes und ſeine Abwehr.)

Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie den Autor der ſcandalöſen Kritik zu kennen glauben; es thut ſo wohl, keinen irgend Bekannten mehr im Verdacht haben zu müſſen. Geleſen habe ich ſie auf den Wunſch meiner Schweſter nicht, obwohl ich der Meinung war, ich müſſe den Grad meiner Ruhe daran prüfen lernen; der Grund aber, daß hier nicht von einem ſcharfen, ſtrengen

Urtheil, sondern von absichtlicher Beleidigung die Rede sei, ließ mich nachgeben, denn so lange wie möglich muß man das Niedere von sich fern halten! Ich glaube außerdem, Sie können diesen Mann mit sammt seinem Urtheil der öffentlichen Meinung überlassen; die Menschen, die für uns allein Geltung haben, werden ihm besser den Stab brechen, als wenn Sie mit noch so edler Ueberlegenheit ihn angriffen. — Man soll sich vor Sackträgern hüten und ihnen aus dem Wege gehen, sagt Jean Paul; wir haben wenigstens die Mühe, den beschmutzten Aermel abzustauben!

Damit will ich natürlich nicht das eben mit Laube Erlebte bezeichnen, doch bleibt es jedenfalls auch eine Warnung, sich beständig isolirt zu halten, keine andere Vertheidigung geltend zu machen, als die etwa sich von selbst in unseren Fortschritten darthut! Lesen Sie doch seine Kritik über Thomas Thyrnau, sie ist nur in Etwas gezähmt durch die persönliche Achtung, die er mir wahrscheinlich nicht versagen kann, wenn sie ihm auch etwas genant ist!

Ueber Stil und über das Tragische sprach ich mich persönlich aus; gab dann dem Wunsche nach, es aufzuschreiben, und war zu nachgiebig, indem ich zugab, es zu veröffentlichen. Um jedoch ganz offen zu handeln, begehrte ich, es sollte Laube zugeschickt werden; ich wollte mich, wenn vertheidigen, ihm ins Angesicht es thun!

Er hat es bereitwillig aufgenommen, und in Nr. 12 finden Sie den kleinen Abschnitt von mir und seine Entgegnung. Ich bitte, lesen Sie beides und sagen Sie mir dann Ihr Urtheil!

Berlin, den 16. April 1843.

XIX.

(Die Schrift der Friederike Lohmann. Bürkners: Traum der Kaiserin. Eine verspätete Recension des Professor Braniß.)

Ich habe die Vorrede zu den Werken der verewigten Friederike Lohmann geschrieben. Sie ist einen Druckbogen stark geworden, und ich hoffe, Sie werden sie später lesen. Ich habe die Gelegenheit benutzt auszusprechen, welche Stellung der Roman in der Literatur einnehmen müßte, was seine ernste und wichtige Tendenz sein muß und wie sich dazu die Meinung des höher gebildeten Publikums verhält.

Ich denke, es wird Ihnen manches darin recht sein. Die Werke dieser edlen Verklärten dem Publikum zu empfehlen, habe ich mit einer Art Andacht gethan. Das war ein schöner Geist! Wie viel höher steht sie, als die Masse der Novellisten, die unsere Taschenbücher besudeln! Sie müssen mir durchaus den Gefallen thun, später etwas davon zu lesen.

An dem Abend, wo bei mir die Grippe ausbrach, saß ich mit dem dazu bestellten Comité in meinem Thürmchen um den Tisch, voll Erwartung der Lectüre des Bürknerschen Lustspiels: „Der Traum der Kaiserin.“

Ich war zu der Stunde aufgestanden, und wollte das Fieber verleugnen, welches mich schüttelte, aber die Anstrengung war zu groß; meine Gäste flohen, während ich etwas die Besinnung verlor.

Seitdem war freilich gar nicht daran zu denken; nun ist Alles auf morgen verabredet! Glauben Sie mir, ich leide förmlich unter diesen Abhaltungen, die man aus der Ferne zu begreifen viel guten Willen haben muß, und doch rechtfertigt mich dieser gerade innerlich, denn ich hatte ihn gewiß! Nun morgen also! und dann bekommen Sie gleich ehrlichen Bescheid!

Sie wissen es allerdings, wie gern ich Ihnen vertraue; aber es hat mich so sehr überrascht, daß in einem meiner Briefe etwas stehen sollte, was Sie wichtig genug halten, zu benutzen; ich kann mich durchaus an nichts erinnern; noch einmal aber nehme ich meinen Ihnen schon bekannten Großmutterton an und bitte Sie, den bewußten Recensenten seinem Schicksal zu überlassen! Sie sind diesmal sehr fest auf Verfolgung Ihrer Absicht, daher habe ich mir gedacht, ich könnte die Sache vielleicht nicht ganz übersehen und Sie würden besser ent-

ſcheiden als ich. Deſſenungeachtet liegt es unverkennbar in meiner Stellung, Sie beruhigen zu wollen, und ich möchte doch auch noch jetzt wiederholen: überlegen Sie es noch recht oft und laſſen Sie mich — meine Perſon — jedenfalls unanrührbar weit ab!

O! wann wird die Pallas im vollen Waffenſchmuck aus der Stirn des Jupiters ans Licht hervorſpringen! Ich meine, wann wird Braniß ſeine Recenſion fertig ſchreiben! Ich war ſchon ganz ergeben und freute mich meiner unerſchütterten, uneigennützigen Liebe und Verehrung für ihn; nun haben ſeine eignen hochherzigen Worte mein Verlangen nach ſeinen markigen Gedanken wieder aufgeregt; und von mir abgeſehen muß ich auch ſo lebhaft erkennen, wie in dieſer Wüſte von Oberflächlichkeit, Trivialität und niedrer, einſeitiger Anſchauung es ſo dringend nöthig wäre, daß ein erleuchteter Geiſt die Unberufenen von dem uſurpirten Richterſtuhle jagte. Vergeſſen Sie nicht, mir Ihre Hoffnungen in dieſer Beziehung mitzutheilen.

Berlin, den 15. Mai 1843.

XX.

(Das Bürknerſche Luſtſpiel: „der Traum der Kaiſerin" wird vorgeleſen und beurtheilt.)

Geſtern Abend haben wir, der Regiſſeur Weiß — Baron Sternberg — Profeſſor Müller — mein Bruder und ich Bürkners Luſtſpiel: „der Traum der Kaiſerin" geleſen und uns Allen hat es ein aufrichtiges Vergnügen gemacht.

Das Geſammt-Urtheil iſt, daß es ein großes dramatiſches Talent in Compoſition und Anordnung verräth; daß die Charaktere allerliebſt gezeichnet ſind, einige, wie Fouché, Cambacérès, vortrefflich; daß es einen lebhaften Gang geht und unbezweifelt ſehr komiſch iſt; daß Ihr Freund aufzumuntern iſt, in dieſem Genre fortzufahren!

Sehr hätte ich gewünſcht, einige von den unſchätzbaren Bemerkungen des Herrn Weiß dem Autor zukommen laſſen zu können; ſie bezogen ſich auf Anordnungen aus dem Reich der Erfahrung, wenn ſie auch den Werth der Sache nicht betrafen.

Ich hoffe, es wird Ihnen nun nicht allzuweh thun, daß es dennoch nicht zur Aufführung kommen kann, da dies mit der Hauptſache, mit dem Stück, nur inſofern etwas zu thun hat, als es Perſonen vorführt, welche noch nicht auf der Bühne genannt werden dürfen. Ich

hoffe, es ſcheint dem Herrn Autor dies auch nicht wichtig und er liefert recht bald ein anderes Stück, worin die Anforderungen der Politik geſchont werden. Sehr gern biete ich mich als Vermittlerin an, und wenn ihm die Form recht iſt; in der wir zuſammentreten, will ich jedesmal es ſo wie diesmal einrichten.

Da es ſo allgemein gefiel, habe ich auch den Autor genannt.

Ich habe große Freude, Ihnen dies mittheilen zu können, da ich ordentlich Herzklopfen hatte bei dem Gedanken, es könnte nicht gefallen.

Erlauben Sie, daß ich das Luſtſpiel noch etwas behalte, um es noch einigen Perſonen von gediegenem Urtheil mittheilen zu dürfen!

In demſelben Kreis las ich geſtern Abend noch meine Vorrede vor, und man war ſehr ausgezeichnet damit zufrieden; beſonders Alles, was ich über die Stellung des Romans zur öffentlichen Meinung ſage, ſoll ſo zur rechten Stunde ſein, ſo dem Bedürfniß gemäß, ſo nöthig, ſo gerade für mich paſſend, daß ich große Freude darüber hatte, darauf gekommen zu ſein.

Berlin, den 17. Mai 1843.

XXI.

(Die Heiligkeit des gegebenen Wortes.)

Wüßte doch unser Freund, welche Seelenschmerzen er seinen Freunden macht. Das Uebel, was ihm selbst aus seiner Schwäche erwächst, ist so groß, daß mein kleines Interesse ganz dabei verschwindet, und ich in Nachdenken und Traurigkeit verfalle, wenn ich denke, daß dieser klare, gefaßte Geist so unüberwindlich beherrscht wird, wie von einem feindlichen Dämon; daß es möglich wird, die bindende Gewalt eines Wortes, die gleichfalls dämonisch die Menschen beherrscht, doch von jenem stärkeren Dämon überwinden zu lassen. Man sagt, Frauen empfinden nicht so stark, was für eine Wichtigkeit in dem gegebenen Worte liegt; für mich so sehr, daß ich bei zweifelhaften Fällen mich sehr hüte, mir selbst etwas zu versprechen, obgleich man doch gestehen muß, die Abrechnung mit uns selbst wird darum so viel leichter, weil wir so viel klarer die einwirkenden Umstände erkennen.

Berlin, den 3. Juni 1843.

XXII.

(Mystifikation des Publikums. Dramatisirung des Thomas Thyrnau Ueberſetzungen.)

Können Sie denn den ſonderbaren Titel leſen, unter dem mein neueſter Roman gefordert wird? Ich leſe Levionbury. Sind Sie nun ſicher, daß nicht etwa mein Name von einem Andern gemißbraucht wird? Wollen Sie nicht etwas dagegen thun? oder ſoll ich eine öffentliche Erklärung einſetzen laſſen?

Auch ich werde ſchon wieder gepeinigt, denn ich ſoll einen theologiſchen Roman ſchreiben; ich kann den Ueberdruß kaum beherrſchen, wenn man mir damit kommt!

Wollen Sie vielleicht eine Anzeige machen, worin Sie erklären, daß nur die Werke ächt wären, die von Ihnen angezeigt würden, und die Verfaſſerin augenblicklich weder mit einem neuen beſchäftigt wäre, noch einen mittheilbaren Titel oder Plan entworfen habe? Ich überlaſſe das Ihnen und Ihrer größeren Erfahrung, ſtehe aber nicht dafür, daß ich nicht durch eine ähnliche Anzeige mir die läſtigen Leute abwehre!

Ihnen kann ich übrigens verſichern, daß dieſe Erklärung die Wahrheit iſt und ich nur Ahnungen habe über eine vielleicht mögliche Thätigkeit, welche ich mir aber noch nicht zu nennen wüßte. Sein Sie aber ſicher,

dieſer öffentlichen Kritik die größten Beweiſe einer Anerkennung alles darin enthaltenen Guten empfange.

Aber loben mich die Menſchen, dann ſage ich innerlich: Wie viel beſſer muß es noch kommen! Tadelt mich wer verſtändig, ſo wie etwa Sie, da wird es mir warm und thätig vor Luſt in dem Gefühl, was ich noch lernen muß, und ich möchte gleich anfangen und Alles ſo machen und horche ordentlich, was in der ſtillen Werkſtatt meines Geiſtes zurecht gezimmert wird.

Sagen Sie ſelbſt, können wir nun behaupten, daß mir die Menſchen was zu Leide thun? Ach, nein! Gott hat ſeine Stärke bewieſen; die Pfeile, die nach mir abgeſendet wurden, kamen alle mit umgebogenen Spitzen an, und ich behielt ein heiles Herz!

Wann ich an die Fortſetzung denken kann, giebt ſich noch nicht dar, und ich warte gern und will vorher recht ſcharf ſichten und mich nicht verlocken laſſen von all den Kreaturen, die ſich mir aufdrängen und in die Geſchichte mit hinein wollen, wodurch es oft ſo bunt wird!

Bisher habe ich es nur nicht gewollt, jetzt will ich mir einmal die Aufgabe ſtellen; es wäre doch ſchön, wenn ich ihrer Herr würde!

Was ſagen Sie zu den Wundern der Zeit?

Es macht großen Eindruck auf mich, und mein ganzes Herz iſt bei den Zuſtänden in Ihrem Schleſien! Das ſind wirklich die Wunder des heiligen Rockes; aber

durch erregten Neugierde eine Art Mittel, den Abſatz zu verdoppeln; Sie riskiren dadurch zu einer neuen Auflage zu kommen, welches nur wieder beweiſe, wie blinder Eifer immer ſchadet!

Thyrnau ſchien mir ſehr verbreitet nach den Erfahrungen, die ich mit Oeſterreichern auf meiner Reiſe machte; die verſagte Ankündigung in Wien mußte wenig geſchadet haben.

Ich habe in dieſer Zeit wieder eine Vorrede zu einer hiſtoriſchen Novelle geſchrieben, worin ich meine Anſicht über den hiſtoriſchen Roman und die Art, wie man die dazu gemachten Studien verarbeiten muß, niedergelegt habe. Ich will mir einige Abdrücke ausbedingen und ſie Ihnen alsdann mittheilen.

Ich habe eine leiſe Hoffnung, wieder eine größere Arbeit zu unternehmen. Wenn ich ſie erſt vollſtändig ergriffen und angefangen habe, werde ich Ihnen Näheres darüber mittheilen.

Mit meiner Geſundheit habe ich viel zu thun gehabt, und erſt ſeit Kurzem fühle ich mich etwas erleichtert.

Berlin, den 21. November 1843.

zu lesen, was mir sehr bedeutend scheint; es heißt: „Zeugnisse für die christlichen Katholiken in Schneidemühl von einem alten Katholiken."

Ganz bin ich Ihrer Meinung, daß Ronge eine solche Bewegung nicht hervorrufen konnte.

Die beiden Recensionen, die Sie mir empfehlen, werde ich noch lesen; sonst bin ich meinem alten Grundsatz treu geblieben, nach keiner zu suchen und ruhig abzuwarten, was mir gelegentlich darüber zukommt. Ich sage es nicht jetzt erst, und ich bin nicht die Einzige, die es sagt: die Tagesrecensionen sind die Eruptionen des Dünkels, den eine einseitige Verstandesbildung bei gänzlicher Vernachläßigung des Charakters und der Sittlichkeit erzeugt! Diese Kritiker sind ohne alle Produktionskraft, ein rein negirendes Geschlecht, und haben von den wirklichen Fehlern und Bedrängnissen des Produzenten so wenig eine Ahnung, daß sie nie darauf hinweisen, dieser nie ein verstehendes oder belehrendes Wort hört!

Mein weiblicher Charakter und meine ganze Stellung haben mich immer gegen den Fehler bewahrt, mit Unruhe und Begierde den Recensionen über meine Werke nachzujagen, und ich bin gewiß diejenige, die am Wenigsten darüber gelesen hat! So verhalte ich mich auch jetzt, und das Meiste bleibt aus meinem Bereich! Auch täuschen sich diese jungen Männer der Kritik über ihre

Wichtigkeit; die Meinung bildet ſich im Publikum unabhängig von Zeitungs- und Journal-Zirkeln, ſie wird nicht von dieſen geleitet; die Bildung und Urtheilskraft der Menge ſteht ihnen unabhängig und dominirend entgegen, und dieſer Fortſchritt der Zeit iſt der einzige, den ſie nicht wahrnehmen, wie ſehr ſie ſich auch als die Männer des Fortſchrittes zu bezeichnen trachten!

Berlin, den 27. März 1845.

XV.

(Die Schickſale des Buches. Neue Freunde und alte Feinde.)

Haben Sie herzlichen Dank für Ihren ſchönen, inhaltreichen Brief, der mir zur großen Befriedigung gereichte, da er mir Ihre Theilnahme und Anerkennung ſichert.

Es macht auf einen ſo harmloſen und abſichtsloſen Charakter, wie der meinige, einen unheimlichen Eindruck, wenn es mit Eins hervortritt, daß er der Gegenſtand einer Intrigue und abſichtlichen Verunglimpfung iſt; aber ich habe die Kraft bekommen, mich zu iſoliren, und genieße ein ruhiges Herz. Warum ich ſchreibe und ſchreiben mußte und ſchreiben werde, das wiſſen Alle

Jakob van der Nees.

1843.

Es ist mir auffallend, daß etwas ganz Anderes unter meiner Hand hervorwächst und ich es mit derselben Liebe schreibe, wie alles Frühere!

Haben Sie den Aufsatz in der Illustrirten Zeitung über mich gelesen? Wenn nicht, so lassen Sie sich Nr. 23 geben.

Die Redaktion hat sich auf eine edle und achtungsvolle Weise gegen mich benommen, welche allein es einer Frau möglich macht die Oeffentlichkeit zu ertragen. Zugleich hoffe ich damit ein für allemal jede andere Anforderung an meine Privatverhältnisse abgewiesen zu haben.

Berlin, den 15. December 1843.

II.

(Wie man sich der Außenwelt gegenüber seine Freiheit bewahrt.)

Ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank für das Geschenk des gewiß sehr interessanten Werkes über Spanien, welches ich mit großem Vergnügen lesen werde; außerdem wird es sich in meiner kleinen Bibliothek sehr hübsch ausnehmen, und dies ist eben so meine Puppe wie es Ihr Garten Ihnen früher war; nur werde ich davon auf keine Weise gequält und werde diesem Vergnügen daher auch nicht ungetreu werden.

Daß Sie Ihrer Neigung für Gartenkultur so schnell

überdrüſſig wurden, hat mir leid gethan und mich überraſcht; man begreift immer ſo ſchwer an Andern, was man ſelbſt nicht vermöchte, ohne doch die Motive ganz zu kennen, die das bewirken, was uns ſelbſt unmöglich ſcheint! Im Allgemeinen glaube ich nur, daß es ein großer Irrthum iſt, wenn wir die Chimäre der Freiheit zu erlangen hoffen, indem wir uns ſo viel wie möglich iſoliren und die äußeren Beziehungen zum Leben abzubrechen ſuchen. Das, was den Menſchen allein friſch, frei und jung erhält, iſt die Liebe, womit er alle Zuſtände durchdringt, jeden Gegenſtand mit dem Willen erfaßt, ſeine Schwierigkeiten zu bewältigen und ihm den Stempel einer höheren Verwaltung aufzudrücken ſucht. Wir werden dann von den Unannehmlichkeiten nicht überwältigt, ſondern ſie reizen uns, um daran unſere höhere Intelligenz zu prüfen, und indem wir uns darüber ſtehend halten, werden ſie ſo klein, wie ſie ihrer Natur nach vor dem Willen des Menſchen ſein müſſen!

Mein neues Werk ſchreitet raſch und mit einem freien Zuſtrömen der Mittel vorwärts. Iſt es Ihnen noch eben ſo lieb, wie früher, auch hiervon der Verleger zu werden, ſo geben Sie mir darüber gelegentlich Antwort; ich biete es Ihnen hiermit an, und es iſt dann Ausſicht, daß ich noch vor meiner Reiſe nach Gaſtein fertig werde, und im Herbſt das erſte, wahrſcheinlich zweitheilige Buch erſcheinen könnte.

Alſo, damit muß man abſchließen; dann aber muß man ihr zugeſtehen, daß ſie auf dieſem Standpunkt wie eine geiſtreiche Frau das fremde Eigenthum gehandhabt und daß ſich manche Scenen pompös ausnehmen. Ueberall hat ſie meine Worte beibehalten, und man kann in der Sache ſelbſt nicht beſcheidener, hingebender und anerkennender ſich benehmen! Man geht damit um, es hier zu geben! Ich halte mich wie immer, als ginge mich Alles nichts an; das iſt in Wahrheit der Fall; aber ich habe meine alte Scheu vor Oeffentlichkeit, Journal-Artikeln und Allem, was mich gedruckt berührt, nicht ganz verloren, wenn man ſich auch nachgerade an Vieles gewöhnt!

Berlin, den 21. Februar 1844.

P. S. Außerordentlich viel Vergnügen macht mir der Borrow;*) wie lieb wird einem dieſer edele, ſichere Charakter; wie neu und außordentlich intereſſant iſt der Blick in dies vulkaniſche Land, wo eigentlich keine Chriſten ſind, ſondern Leute, die ſich Katholiken nennen!

*) Borrows: Fünf Jahre in Spanien. 3 Bände.

IV.

(Die Eintheilung des Stoffs. Die deutsche Journalistik.)

Noch einmal habe ich es wohl erwogen, ob sich eine andere Eintheilung machen ließe; aber ich muß gestehen, daß ich die Möglichkeit nicht wohl einsah, besonders da der Plan zu vier Büchern sich ergiebt, wovon jedes zwei Theile halten wird.

Jeder Theil wird ungefähr so stark werden, wie der letzte Band von Thomas Thyrnau.

Die Kritik von Bruno Bauer las ich nicht und habe nach Ihrem Urtheil noch weniger Lust dazu; ich halte mir alle Journale ab, sie können keinen Einfluß haben, so wie ihr jetziger Inhalt zwischen Uebermuth und Oberflächlichkeit schwankt; und meine Richtung, mein Fortschritt, meine Fehler, meine Schranke, kann mir auf diesem Wege weder aufgedeckt werden, noch kann er Belehrung mit sich führen; ich muß mich mit der vox populi begnügen.

Berlin, den 27. Februar 1844.

V.

(Arbeitsluſt. Laube und ſeine „Gräfin Chateaubriand.“)

Der nun beendigte erſte Theil von Jakob van der Nees geht ſo aus einem Guß fort, daß ich ſogar verlegen bin, die Kapitel-Einſchnitte, die ſo höchſt angenehm für den Leſer ſind, anzubringen, und ſie meiſtentheils ganz vergeſſen habe.

Die Abſchrift wird im April angefangen, und ich werde Ihnen dann gewiß bald Zuſendungen machen können.

Etwas Weiteres kann ich Ihnen nicht verſprechen, wegen meiner Geſundheit, die ſchon jetzt ſich ſehr ungünſtig gezeigt hat. Bin ich ſo glücklich, ſchreiben zu können, dann geht es raſch, wie Sie wiſſen; denn dieſe neunundvierzig Blätter, die eben vielleicht dreißig Druckbogen ausmachen werden, habe ich vom 21. November bis 20. Februar geſchrieben.

Ich denke den zweiten Theil im April anzufangen; es wäre alſo wohl möglich, daß ich vor meiner Abreiſe, Anfang Juli, fertig würde. Nur kann ich weder darauf rechnen, noch weniger ein beunruhigendes Verſprechen geben.

Laube war hier und hat ſeine Bernſteinhexe aufführen laſſen. Er beſuchte mich, und es ging mir ſehr

ſonderbar, daß ich mich durchaus nicht beſinnen konnte, was er mir gethan hatte, obwohl ich im Ganzen wußte, daß etwas Störendes unter uns vorgefallen war. Er iſt nun perſönlich ſo unendlich viel geiſtreicher und liebenswürdiger, als gedruckt, daß ich das größte Vergnügen in der Unterredung mit ihm hatte. Er erzählte mir von all den abenteuerlichen Gerüchten über das, was ich jetzt ſchreibe. Er bat mich, ich ſollte ſeine Bernſteinhexe nicht ſehen, was ich auch nicht thun werde, da ich nur ſelten das Theater beſuche. Jetzt leſe ich die beiden letzten Theile von der Gräfin von Chateaubriand und erſtaune über dieſe Breite der doch markloſen Zeichnung der Charaktere, der phantaſieloſen Erfindung der Situationen, die er nicht anders verwickeln kann, als indem er alle Menſchen aus ihrem Charakter fallen läßt, wodurch dann Verlegenheiten und Schickſale entſtehen, die Einem gleichgiltig werden, da die Menſchen ſogleich mit ihnen allen Gehalt, alle Möglichkeit verlieren. Die Heldin iſt bloß eine Maſſe, und dabei eine ſo materielle, daß man ihr Schickſal kaum erwarten kann, um ſie los zu werden, und damit alle ihre Mißgriffe.

Bin ich nicht hart genug? Aber es erzürnt mich dieſe Oberflächlichkeit, dieſe pſychologiſche Unwahrheit bei ſo viel Anlage und Geiſt. Was iſt das? frage ich immer wieder; ich ſage, dieſe Schriftſteller verachten den Menſchen in ſich und denken, er könne, getrennt vom

Dichter, dem ſie zu Ehren verhelfen möchten, exiſtiren; aber das rächt ſich, und darum alle die monſtröſen Ausgeburten!

Berlin, März 1844.

VI.

(Gerüchte über Van der Nees. Krankheit. Geibel. Sternberg.)

Ich mache es Ihnen zur Pflicht, Niemand als mir ſelbſt zu glauben; denn ich bin oft ganz erſchrocken über das, was ich ſoll geſagt haben. Auch über Jakob van der Nees gehen Erzählungen umher, daß man denken könnte, ich wollte als ein Apoſtel der Reformation auftreten.

Sie glauben das nicht! Ich habe Luſt, Ihnen, die Abſchrift ſobald ſie bis auf einen gewiſſen Punkt vorgeſchritten iſt, wo Sie eine Ueberſicht bekommen können, zu ſchicken, weil es mir ſo leid thut, daß Sie noch gar nichts davon kennen!

Leider habe ich vom 20. Februar bis 5. Mai keine Zeile ſchreiben können, ſo völlig elend habe ich mich gefühlt, ſo an Nerven leidend, ſo aufgelöſt in Geiſt und Körper, wie ſeit lange nicht! Es geht mir nur wenig beſſer, aber ich ſchreibe doch wieder; deſſenungeachtet hat dieſer lange leidende Zuſtand einen großen

Strich durch meine Rechnung gemacht; und wenn Gott mir nicht beſonders gnädig iſt, weiß ich nicht, wie ich es bis Mitte Juli einbringen ſoll.

Wir reiſen dann nach Gaſtein, und vor Mitte September ſind wir nicht zurück. Wir wollen das Beſte hoffen, und da mich Alles ängſtigt, will ich nicht in Voraus denken, ſondern fördern nach Kräften, einen Tag nach dem andern! Sie wiſſen, daß wenn ich kann, ich fleißig bin, und nie dabei aus dem Auge laſſe, was auch Ihnen vortheilhaft ſcheint.

Jedenfalls könnten Sie doch immer das Fertige drucken laſſen, wenn auch nicht ausgeben.

Von beiden Büchern, die Sie erwähnen, hörte ich ſchon viel Gutes, und werde ſie gewiß leſen; in den Theeblättern ſoll ja eine Analyſe von Thomas Thyrnau ſtehen!

Ich habe Ihnen noch nicht gedankt für das Buch von Grün „Schutt.“ Es iſt ja vielfach angegriffen!

Kennen Sie Geibel? Das iſt der erſte junge Dichter, dem ich vertraue; er hat einen Charakter; er hat ein inneres Leben; er hat Religion!

Zu Sternbergs Urtheil habe ich Zutrauen, er hat etwas Wahres, Unbeſtechliches; ich las ihm den Anfang von Nees; ſein Urtheil war ſehr günſtig; er ſagte, es wäre wieder ſo ganz anders, als alles Frühere.

Berlin, den 11. Mai 1844.

VII.

(Das Bedürfniß nach Anerkennung und die Beschränkung des Begriffs: Publikum. Das innere Gesetz des Schaffens. Bemerkungen über eine mögliche Eintheilung des Stoffs.)

Mit dem herzlichsten Dank für Ihren lieben mich hier empfangenden Brief würde ich mir auch seine schnelle Beantwortung zur Freude gemacht haben, hätte nicht die weite Reise einen so nachtheiligen Einfluß auf meine leidende Gesundheit gehabt, daß ich mich vom 28. Juli, wo wir eintrafen, bis jetzt, wo ich heut zuerst den ganzen Tag auf bin, am Bette gefesselt gesehen habe.

Glauben Sie aber, daß mir nichts erfreulicher sein konnte, als daß Jakob van der Nees Sie in der Fortsetzung erfaßt und mir meine alten Rechte über Ihre Theilnahme zurückgegeben hat.

Ihr erster Brief, der, wie dieser letzte, wahr und offen Ihre Meinung aussprach und mir wenigstens Ihre Theilnahme vorenthielt, mehr von besorgter Frage, als von fröhlicher Zusage enthielt, ließ eine große Lücke in mir. — Ich mußte mir sagen, daß, wenn ich Ihre Theilnahme nicht wie früher mir gewinnen könnte, ich das immer als eine Störung empfinden würde. Was ich Publikum nenne, das sind immer nur wenige Menschen; Sie, mit Ihrem geistreichen Scharfblick, mit Ihrer geläuterten Erfahrung, werden immer zu denen gehören, deren Beifall ich nöthig habe.

Doch bereue ich nicht, dieſe Prüfung, die Sie mir nicht erſparen konnten, gemacht zu haben. Es war ein ſchönes, demüthiges Gefühl, womit ich in mein Inneres zurückkehrte. Ich konnte das nur empfinden, indem ich mir ſagen mußte: „und doch hat es gerade ſo ſein müſſen! Das gerade iſt Deine Aufgabe geweſen, und Du mußt ſtill zuſehen, was die Menſchen damit machen können.“ — Ich blieb daher in meinem ſchaffenden Gewiſſen unerſchüttert und ſehe dies ſo recht als die Obhut Gottes an, der offenbar dies Buch, eben wie die früheren, mir zur Aufgabe gemacht hat. Ich weiß, es ſind Erfahrungen drin niedergelegt, es ſind Wahrheiten, Mahnungen drinnen, die nicht vergebens ſich verbreiten werden; wie intereſſant wird es ſein, den Eindruck zu verfolgen! Es iſt ein Strom, der durch meine Bruſt fließt und mich ſelbſt über das Geſammelte belehrt, indem ich es aufgezeichnet vor mir ſehe. Jetzt will ich Ihnen ſagen, daß ich einigen mir ſehr hochſtehenden Perſonen von dem Buche mittheilte, was Sie kennen lernten, und mehrere es über die früheren Werke ſtellen.

Das wird Ihnen jetzt Freude machen, aber ich ſchonte mir ordentlich Ihre mir ſo wichtige Unabhängigkeit; ich wollte, Sie ſollten durch Nichts in Ihrem freien Urtheil aufgehalten werden, darum überwand ich jedes Wort, welches den Anſchein einer Vertheidigung

haben konnte, und Sie begreifen, von welchem Werth mir nun Ihr freiwillig zugefallenes Urtheil ist.

Eine Uebersicht erlangen Sie indeß schwerlich, und weiß ich Ihnen noch nicht zu verschaffen, da der dritte Theil nun jedenfalls noch nicht zu bestimmen ist. Der ganze zweite Theil dreht sich um Urica und spielt in England. Dann geht es zurück; der dritte Theil fängt im Purmurand'schen Hause an, und das Buch schließt in Amsterdam. In diesem dritten Theile tritt eine dritte Person auf. Ueberlegen Sie nun einmal folgende Idee:

Der Gesammt-Titel des Buches heißt Jakob van der Nees. Wie würden Sie es finden, wenn jeder Theil hinter dem Haupt-Titelblatt, auf dem nächsten Blatte, noch einen Separat-Titel bekäme? auf dem ersten Blatte etwa „Angela;" im zweiten Theile „Urica;" im dritten Theile der Name, den ich noch nicht nenne, der aber im selben Verhältniß der Mittelpunkt des Inhalts werden würde. Ich weiß nicht, ob ich das schon irgend wo gesehen habe, oder ob es mir so aus den Umständen hervorgehend einfällt. Der Titel ist nämlich nicht ganz motivirt! Mit diesen Nebentiteln, die aber doch keinen Anspruch machen, sondern nur ergänzen, wäre etwas geschehen!

Beim ersten Theile könnte auch der Name Angela wegfallen, da im ersten Theil Nees hinreichend als Hauptperson anzusehen ist!

Im Ganzen rechne ich auf eine durchschnittliche Stärke aller Theile von 25 Bogen. Doch von einem Theil, der noch in meinem Kopfe ruht, kommt es mir wie ein Frevel vor, zu sagen, so stark wird er sein, und doch habe ich manchmal ein merkwürdiges Ahnungsvermögen.

Ich bin sehr leidend, und wir haben gestern fußhohen Schnee vor der Thür gehabt; heute ist Alles wieder grün, und vollkommene Augustwärme.

Ich kann nicht leugnen, daß ich wenig Hoffnung für mich habe. Wir bleiben bis gegen den 28. August hier; Gott gebe, daß ich bei meiner Rückkehr Kraft habe, an den dritten Theil zu gehen! Wir denken spätestens den 8. oder 10. September einzutreffen.

Gastein, den 5. August 1844.

VIII.

(Rückkehr in die Heimath.)

Ich begrüße Sie freundlichst bei meiner Rückkehr von Gastein und sende Ihnen, nach eben beendigter Durchsicht, Alles, was sich von Manuscript und Abschrift beendigt findet. Gott gebe mir jetzt Kraft, mit frischem Muth an das große Werk des dritten Theils zu gehen!

Noch wüßte ich Ihnen keine bestimmte Auskunft über mein Befinden, dem Sie gewiß theilnehmend nachfragen, zu geben!

Es scheint mir durchschnittlich so wenig besser, daß ich oft sehr trostlos bin. Vielleicht giebt mir Gott mit gewohnter Güte die Ausgleichung in einer frischerweckten geistigen Thätigkeit, und dann will ich mich über nichts beklagen!

Melden Sie mir nun recht bald ausführlich, ob Sie drucken, schon Einiges beendigt haben, welche Hoffnungen Sie hinsichtlich der Zeit des Erscheinens haben u. s. w. Dies Letztere von Ihnen zu begehren, klingt zwar lächerlich, da viel eher Sie diese Frage an mich richten könnten; aber ich möchte gern, Sie machten mir Muth, wie Sie es bei dem Thyrnau thaten, der sofort aus der Feder in die Presse ging; genug, schreiben Sie recht ausführlich!

Meiner Empfindung nach ist der zweite Theil noch durch einige Blätter zu ergänzen, an die ich jetzt gleich gehen werde. Während ich schreibe, kommt es mir vor, als hätte ich Muth! Bewährte es sich doch!

Berlin, den 16. September 1844.

IX.

(Befriedigung nach gelöſter Aufgabe.)

Wir ſind doch Beide fleißige Leute, und es läßt ſich gut arbeiten, wenn man ſich ſo in die Hände arbeitet.

Wenn Sie nur erſt die ganze Unruhe hinter ſich haben, dann hoffe ich, Sie leſen ordentlich, und danach verlangt mich ſehr!

Ich bin völlig ruhig, ohne Furcht und ohne Erwartung; es hat ſich rein von mir als eine zu löſende Aufgabe abgelöſt; ich habe nicht anders gekonnt, und Gott giebt mir auch keinen Pulsſchlag mehr; aber ich bin ſehr leidend!

Guten Morgen!

Berlin, den 23. November 1844.

X.

(Ein Urtheil Sternbergs über Van der Nees. Eine Mittheilung A. von Humboldts.)

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht gleich nach Empfang der Exemplare ſchrieb, aber es kam damit ein ſolcher Sturm über mich, daß ich nicht zur Beſinnung kam.

Wir können uns Beide gewiß das Zeugniß geben,

daß wir das ganze Geschäft fleißig und prompt betrieben haben, und können uns nun ausruhen, ohne durch Versäumnisse gekränkt zu sein.

Schon treten Symptome günstiger Aufnahme hervor. Baron Sternberg schrieb mir: „dieser schreckliche Nees ist bei all seiner Widrigkeit so plastisch ausgearbeitet und so wirklich, wie nur irgend eine der gepriesenen Figuren Walther Scott's; ich bin schon jetzt so erfreut und entzückt von dem Buche, es weht mir aus demselben eine Atmosphäre von Adel, Würde und durchgeistigter Schönheit entgegen, wie sie uns heut zu Tage unsere armselige Literatur nicht mehr bietet."

Herr von Humboldt schreibt mir:

„In Charlottenburg aus dem Munde der Königin, welche karg im Lobe ist, habe ich viel, sehr viel Liebenswürdiges über Ihre neue Schöpfung gehört; über die Zartheit des Gewebes, das Interesse der Scenen und das Ergreifende der Charaktere!"

Ich bitte Sie, verrathen Sie meine Ruhmredigkeit Niemandem. Ihnen durfte ich das wohl sagen, denn Sie werden mich nicht verkennen; und ich habe jetzt wieder meine schreckliche Zeit, wo ich Alles detestire, was ich geschrieben habe, und begierig nach Trost bin!

Adio!

Berlin, den 6. Dezember 1844.

XI.

(Wie gern man den einen Fehler mittels eines andern verſteckt. Die erſten Eindrücke des neuen Romans. Selbſtbeſcheidung.)

Entſchuldigen Sie mit der Unruhe der Weihnachtstage meinen erſt heut erfolgenden Dank für die letzten Theile von Steffens Memoiren; ich werde ſie gewiß bis zu Ende mit demſelben Intereſſe leſen.

Von **** habe ich nichts mehr erwartet; ſolche Menſchen können ſogar gefährlich werden. Um ihren Fehler, deſſen ſie ſich ſchämen müſſen, zu verbergen, werden ſie böſe in ihrem Urtheil werden, damit dies ihnen ein Recht giebt, ihren Fehler unter einer anderen Maske beibehalten zu können!

Indeß iſt und bleibt er ein geiſtreicher Mann, und an ſeinem Urtheil wird immer etwas zu merken ſein, wenn wir den Einfluß ſeines ihn ſtörenden Fehlers abrechnen.

Warum aber haben Sie mir kein vollſtändiges Urtheil geſchrieben?

Ueber den zweiten Theil habe ich kein Wort; über den letzten nur, daß er kein Ende habe, was keinem weniger auffallen konnte, als Ihnen, da Sie wußten, daß ich die Fortſetzung ſchreiben würde.

Ich bitte Sie um ein gründliches, offenes Urtheil über mein jüngſtes Werk, wie ich es früher von Ihnen gewohnt war.

mir ja geſagt, daß es Sie kränken würde, wenn ich einen anderen Verleger wählte; das iſt zwar lange her, aber, ich vergeſſe es nicht!

Was Sie mir von den umlaufenden Gerüchten mittheilen, iſt auch mir zu Ohren gekommen; Ihnen aber brauche ich nicht erſt zu ſagen, daß der Antheil hoher und höchſter Perſonen an meinen Produktionen nur in dem Sinne einer gemüthlichen Förderung zu verſtehen iſt, welche natürlich die Folge ſo vieler mir bewieſener Huld ſein mußte.

Was namentlich meine erſte perſönliche Bekanntſchaft mit der durch Geiſt und Liebenswürdigkeit ſo ausgezeichneten Prinzeſſin von Preußen betrifft, ſo fällt die in den Herbſt des Jahres 1843. Seitdem haben wir großes, perſönliches Intereſſe für einander gefaßt, aber meine gelegentlichen Beſuche ſind zu zählen.

Was dieſe Erfindungen bezwecken, iſt nicht ganz verſtändlich. Sind es gewöhnliche Myſtifikationen, glaubt man mir zu ſchaden? Da kennt man die Perſonen nicht, denen gegenüber man mich kompromittiren will! Ach, trügen meine Werke nur Einiges an ſich, was dieſen zuzuſchreiben wäre und nicht mir, ſo würde das meine Werke mehr zieren, als der Verläumdung lieb wäre.

Berlin, den 22. April 1847.

Schluss.

empfinde, erkenne ich auch ihre Gefahren, und ſage mir immer: nicht Alles, was wir für wahr halten, iſt darum die Wahrheit!

Was Sie über die Bornirtheit dieſer chriſtlichen Pietiſten ſagen, iſt vollkommen wahr, ebenſo wie das über Zelotismus, der immer bereit iſt, die Welt in die Barbarei zurück zu ſtürzen, indem er Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft zu den kaum zu duldenden Erſcheinungen des Müßigganges ſtempelt!

Wenn nur nicht die Antwort auf dieſen Zelotismus ſo verderblich wäre!

Wie viele wankende, unchriſtliche Gemüther ſagen blos: Haben wir nun nicht Recht? Und doch haben blos beide Theile unrecht!

Berlin, den 31. Dezember 1844.

Nachſchrift. Das iſt ja ſchön, daß der alte Nees ſo raſch gefördert durch die Welt zieht! Ich will Ihnen auch ſagen, daß das leſende Publikum immer größer wird, und die Beſten mir zufallen.

Ueberdies ſagen mir Männer von Urtheil, daß das Buch über Eheſcheidung das Ausreichendſte enthält, was bisher über dieſes Thema gedruckt und geſagt worden iſt. Natürlich werden Andere das nicht finden! Aber ich bewege mich in beiden Kreiſen, und ich glaube, man ſieht es mir an, daß ich keinen gemeint habe.

XIII.

(Oeffentliche Kritik und eigene Ueberzeugung. - Die Regungen des Deutſch-Katholizismus. Der Tod des Profeſſor Steffens.)

Es liegt eine wunderbar belebende Kraft in einem ruhigen, wahren Tadel, der von der leidenſchaftsloſen Anſchauung ausgehend das Fehlende bemerkt, ohne mit roher Anmaßung das ganze Weſen zu erſchüttern!

Sie glauben nicht, wie mich alles das, was ich mit Jakob van der Nees erlebe, zeitigt! Ich ſchätze außerordentlich, was Sie mir darüber ſagen, und überſchätze Sie gewiß nicht, wenn ich Ihrer Feder noch immer die Kraft zutraue, Ihre gediegenen Anſichten auch zur öffentlichen Anſchauung bringen zu können. Doch will ich Sie dazu nicht weiter treiben, auch darum nicht, weil ich wohl fühle, daß ich auch ohne öffentliche Vertheidigung die Angriffe der Kritik zu ertragen vermag.

Das iſt eine Prüfung, die man nicht herbeiwünſcht und an der man doch, wenn ſie da iſt, mit frommer Neugier prüft, wie weit denn die Ruhe des Herzens ausreicht, die wir, Gott zu Ehren, gern felſenfeſt denken möchten.

Ich bin vorläufig noch ganz zufrieden, finde immer noch, die Prüfung iſt nicht ſehr groß, da ich außer

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Ankündigung.

Die

sämmtlichen Romane

der

Verfasserin von Godwie-Castle.

In einer neuen wohlfeilen Gesammt-Ausgabe.

Die außerordentliche Theilnahme, mit welcher die Romane der Verfasserin von Godwie-Castle, in und außer Deutschland aufgenommen worden sind, so daß dieselben auch in fremden Landen, in England, Frankreich, Dänemark, Ungarn, Rußland und Polen in Uebersetzungen erschienen sind, führt den Beweis, daß Tausend und aber Tausende in diesen Werken Unterhaltung, Nahrung für ihren Geist, Befriedigung für ihr Herz gefunden haben und das Alles noch jetzt darin finden.

Daher dürfen wir wohl annehmen, den Wünschen eines großen theilnehmenden Publikums entgegen zu kommen, wenn wir eine Gesammt-Ausgabe dieser allgemein geschätzten Werke ankündigen und zwar zu einem so wohlfeilen Preise, daß die Anschaffung derselben jedem möglich wird.

Den Gebildeten des weiblichen Geschlechts namentlich, wird diese Ausgabe eine willkommene Bereicherung ihrer Haus- und Handbibliothek sein; ein Platz darin wird diesen Werken gewiß gern angewiesen werden.

Diese neue elegante Ausgabe wird enthalten:

1. Godwie-Castle. 2. St. Roche. 3. Thomas Thyrnau. 4. Jakob van der Nees.

Dieselbe erscheint im Format der Cottaschen Ausgabe deutscher Klassiker.

Sämmtliche Romane werden in 36 Bändchen ausgegeben; jedes Bändchen im Preise von 5 Sgr., so daß diese neue Gesammt-Ausgabe, welche in den einzelnen Werken 20 Thlr. 15 Sgr. kostet, jetzt zu dem wohlfeilen Preise von nur 6 Thlr. zu haben sein wird.

Einzelne Werke oder Bändchen werden nicht abgegeben.

Jeder Subscribent verpflichtet sich zur Abnahme des Ganzen.

Subscriptionen werden in jeder Buchhandlung Deutschlands angenommen.

Breslau, im Dezember 1854.

Buchhandlung **Josef Max & Komp.**

Druck von C. H. Stoerch und Comp. in Breslau.